Auserlesene Bibliothek

der

vorzüglichsten

Erziehungs-Schriften.

Erster Theil. (2)

Familiengemählde: von Glatz.

Zweites Bändchen.

*

Reutlingen
bei Mäcken und Kompagnie
1801.

Familiengemählde

und

Erzählungen

für die Jugend.

Von

Jakob Glatz,

Lehrer am Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal.

Zweites und leztes Bändchen.

Reutlingen

bei Mäcken und Kompagnie

1801.

Den

liebenswürdigen ungarschen Grafen,

Herrn

Joseph, von Teleki, dem älteren,

und

Herrn

Joseph, von Teleki, dem jüngeren,

Hochachtungsvoll

gewidmet.

Geliebte Grafen!

Wenn ich mir die Freyheit nehme, Ihre Namen der gegenwärtigen kleinen Jugendschrift vorzusetzen: so geschieht dieses aus keinem anderen Grunde, als, um Ihnen meine Hochachtung gegen Sie an den Tag zu legen, und unserem, für mich eben so erfreulichen als unerwarteten, Zusammentreffen an einem glücklichen Plätzchen Deutschlands ein kleines Denkmahl zu errichten. Die Erinnerung an die Stunden, die mir bey dieser Gelegenheit in Ihrer und Ihres würdigen Mentors Gesellschaft verflossen, wird allezeit angenehm für mich seyn.

Und wie könnte dieses anders seyn? — Die edle Wißbegierde, die fast aus jedem Ihrer Worte hervorleuchtete, die schönen Kenntnisse und Einsichten, die Ihre Gespräche verriethen, die

seltne Bescheidenheit, Humanität und Güte des Herzens, wodurch Sie Sich schon längst vortheilhaft auszeichneten, und die ich, bey unserem Zusammentreffen im Auslande, von Neuem, nur in einem noch höheren Grade, zu bemerken Gelegenheit hatte: dieß alles — lassen Sie mich es aufrichtig gestehen — hat mein Herz im Stillen gerührt, und mit den schönsten Hoffnungen, in Rücksicht Ihrer wahrhaft edlen Familie und unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, erfüllt.

Sie sind, geliebte Grafen! grosse Jugendfreunde und überzeugt, daß durch Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens am meisten für die Veredlung der Menschheit gewirkt werden könne; aber Sie sind nicht al-

lein davon überzeugt: Sie haben auch den, Ihres Herzens würdigen, Entschluß gefaßt, einmahl vorzüglich auf diesem Wege das Ihrige zum Besten der Nation beyzutragen, um die sich bereits Ihre verehrungswürdige, ächt patriotisch gesinnte Familie, so sehr verdient gemacht hat. Wer die Festigkeit Ihres Charakters kennt, wird nicht im mindesten daran zweifeln, daß Sie Ihren Entschlüssen treu bleiben, und Sich um die Bildung eines grossen Theils der vaterländischen Jugend, bedeutende Verdienste erwerben werden.

Und da Sie, geliebte Grafen! nun bald, zur Erweiterung Ihrer Kenntnisse und Einsichten, einige große Reisen antreten werden; so kann ich nicht umhin, Ihnen dazu

von Herzen alles zu wünschen, was nur immer jungen Biedermännern, wie Sie, bey solchen Gelegenheiten gewünscht werden kann. Auch diese Reisen werden zur Veredlung Ihres Geistes ungemein viel beytragen, und die Hoffnungen erhöhen, die sich so viele wohldenkende Patrioten unsers Vaterlandes von Ihnen, mit dem größten Rechte, machen.

Durchreisen Sie Brittanniens Fluren gesund und wohlgemuthet. Träumen Sie Sich auf Italiens glücklichen Boden in die Zeiten Ihrer Lieblinge: Cicero's, Horazen's, Virgil's und anderer großen Römer, deren Ruhm nur mit ihren unsterblichen Werken untergehn kann, welches, wie Alle, denen reine Humanität und ächter Geschmack nicht gleichgültig sind,

aus Liebe zur Menschheit, hoffen und wünschen, nie geschehen wird. Laben Sie Sich in den Gefilden der, einst glücklicheren, Schweitz, an den Ueberresten des ächt deutschen Patriotismus, einfacher, reiner Sitten und des alten schweitzerischen Helden- und Biedersinns. Auf den glücklich erklommenen Alpen schwebe Ihnen unser grauer Respekt gebietender Karpathus vor, und der Genfer-See wecke in Ihren gefühlvollen Seelen die Erinnerung an den unsterblichen Verfasser der neuen Heloise und des Emils. Auch werden Sie dabey des lieblichen Sängers des Sees und des Elysiums, Matthisonens, nicht uneingedenk seyn.

Erreichen Sie, geliebte Grafen! nach Ihren Wünschen, das Ziel Ihrer Reise,

und kehren Sie dann samt Ihrem würdigen Mentor glücklich in den Schooß des Vaterlandes und in die Arme Ihrer edlen Eltern zurück. Im Stillen werde auch ich mich darüber freuen, der ich mit hochachtungsvollen Gesinnungen bin

Ihr

Schnepfenthal,
im Oktober 1799.

ergebenster
Jakob Glatz.

Inhalt.

		Seite
I.	Der schöne Garten.	1
II.	Das Examen im Paradiesgarten.	15
III.	Die unglückliche Weinlese.	41
IV.	Der reuevolle Sohn.	75
V.	Vater Ehrenhold und seine Kinder	102
VI.	Die tollkühne Bärenjagd.	110

Inhalt.

	Seite
VII. Traurige Folgen eines unüberlegten Scherzes. Eine wahre Geschichte. =	125
VIII. Ein Denkmahl. = = =	131
IX. Euphrosine in der Nacht. = =	138
X. Karl, als er mit seinen Freunden Kartoffelnärndte hielt. = = =	140
XI. Charaden. = = = =	142
XII. Auflösung der Charaden. = =	144

Familiengemählde

und

Erzählungen

für die Jugend.

Der schöne Garten.

An dem Ende eines stillen Dörfchens befand sich ein schöner großer Garten, in welchem viele fruchtbare Obstbäume standen. Es war eine Lust in diesem Garten herum zu wandeln, besonders im Frühling, im Sommer und im Herbste; ja selbst im Winter konnte man darin manches Vergnügen genießen. Gewöhnlich wurde er der Paradiesgarten genannt. Er lag auf einem anmuthigen Hügel, und wenn man oben stand, sah man nicht nur das ganze Dorf, sondern auch eine herrliche Gegend vor sich liegen. Gegen Morgen fielen mehrere Dörfer in die Augen; die Häuser und Thürme ragten zwischen grünenden Bäumen hervor, und wurden von Kornfeldern und bunten Wiesen umgeben. Gegen Mittag war eine weite, weite Ebene, auf welcher man zwey große Flüße deutlich wahrnehmen konnte. Gegen Abend prangten einige bewachsene Hügel, einer schöner als der andere. Auf dem mittleren lag ein altes verfallenes Schloß, das niemand bewohnte; und wenn man gegen Mitternacht hinsah, erblickte man ein kleines Weingebirge, auf welchem schmackhafte Trauben wuchsen.

Wenn der Frühling ankam, war es eine Freude, jenen Garten zu besuchen. Das Gras drängte sich sanft aus der Erde hervor; manches Blümchen konnte man dann pflücken; die Bäume bekamen Knospen, und diese verwandelten sich in weisse und röthliche Blüthen. Diese verbreiteten einen gar lieblichen Geruch, an dem sich Jung und Alt erquickte. In den Gebüschen saßen allerhand Vögel und bauten sich Nester; denn nun war die Zeit angekommen, in welcher sie Eyer legten, die sie nachher ausbrüteten. Was das für ein Gezwitscher, für ein Getriller in den grünen Gesträuchen war! Mancher Wandrer stand still am Wege und hörte dem lauten Vogelgesange zu. Auch lauschten oft muntre Knaben aus dem Dorfe bey dem Garten, und sagten sich leise ins Ohr: Sieh' doch den herrlichen Goldammer! Ach! wie artig die Zeischen an der hintersten Erle hängen! sieh'! sieh'! Ey welch' ein schönes Männchen, gelb wie Safran! und dort auf dem Birnbaum den schlagenden Finken; auch ein Goldhähnchen; ey die niedlichen Thierchen! wenn wir doch wenigstens e i n e s davon bekommen könnten!

Aber die Vögelchen trillerten, zwitscherten, freuten sich der Freyheit und des Frühlings, flogen von einem Baume auf den andern, hüpften von einem Aestchen aufs andere, und die lauschenden Knaben mußten nach Hause kehren, ohne eines davon gehascht zu haben.

War der Frühling zu Ende: so erschien der Sommer, und mit ihm erschienen mancherley Freu-

den für die Jugend. Wie es dann in dem Paradiesgarten aussah, kann man sich leicht vorstellen. Die Bäume blühten nicht mehr, sondern waren mit allerley Früchten behangen, und manche von ihnen wurden bald zeitig. An dem Geländer des Gartens standen Johannisbeersträuche, die mit rothen und gelblichweißen Zuckerbeeren prangten; auch wuchsen hier und da Stachelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren. Die Kirschbäume waren mit den herrlichsten Früchten belastet. Da sah man kleine schwarze, dort rothe, hier süße, und nicht weit davon säuerliche Kirschen oder Weichseln.

Ach! wie freuten sich die Knaben und Mädchen, die von der Besitzerin des Gartens, Frau Stille, die Erlaubniß erhielten, sich ein Körbchen voll Johannisbeeren oder Kirschen zu pflücken. Sie war eine gar liebe Frau; sehr dienstfertig und eine große Kinderfreundin.

Der Schullehrer aus dem Dorfe, Herr Ehrlich, ein braver Mann, stand bey der Frau Stille in großem Ansehen, und es verstrich kein Tag, daß er sie nicht besuchte. Sie erkundigte sich dann immer nach der Aufführung seiner Schüler, und hatte eine unbeschreibliche Freude, wenn sie hörte, daß dieser und jener durch sein gutes Betragen dem Lehrer Freude mache, fleißig, ruhig, anständig, folgsam und gefällig sey. Solchen guten Kindern erlaubte sie denn auch in ihren Garten zu kommen und sich manches Körbchen voll Obst zu pflücken. Ha!

wie freuten sich die Fleißigen und Guten auf den Sommer! Der Lehrer kündigte ihnen nach den Lehrstunden, wöchentlich auch dreymahl an, daß es ihnen frey stände, um die bestimmte Stunde mit ihm in den Paradiesgarten zu gehen. Wie schwenkten sie da ihre Hüte, wie vergnügt lächelte einer den andern an, wie lustig hüpften sie nach Hause, wie froh verrichteten sie da ihre Arbeiten, und wie herzlich und anschmiegend baten sie dann Vater und Mutter um die Erlaubniß, mit ihrem Lehrer in den schönen Garten der Frau Stille gehen zu dürfen! Die Eltern erlaubten ihnen dieses immer, und freuten sich darüber, daß ihre Kinder sich in der Schule gut aufführten, und daß Herr Ehrlich sie auf eine so ehrenvolle Weise belohne.

Der Lehrer besuchte mit den Schülern, die sich durch ihr gutes Betragen auszeichneten, den ganzen Sommer und Herbst hindurch die gute Frau Stille. Diese betrachtete die angekommenen Knaben und Mädchen mit innigem Wohlgefallen, und bat sie recht herzlich, noch immer besser zu werden und dem Lehrer allezeit Freude zu machen. Nun wollen wir uns im Garten umsehen, sprach sie dann; und drauf gings aus dem reinlichen Hause in die offne Natur. War es heiß, so legte man sich in Schatten und aß Herzkirschen, Pflaumen, Birnen und Aepfel, wie es die Zeit mit sich brachte. Zuweilen nahm Frau Stille auch ein Buch mit, und las ihren Gästen allerliebste Geschichten vor. Eine war schöner als

die andre, und die Kinder hatten ihre Freude daran. Oft unterhielt sie dieselben mit allerhand lustigen und traurigen Erzählungen, und die Kinder konnten des Zuhörens nicht müde werden. Noch ein Geschichtchen! ach! nur noch eines, liebe Frau Stille! riefen sie öfters bescheiden und herzlich, wenn die freundliche Erzählerin aufhören wollte. Wie froh klatschten sie in die Hände, wie zärtlich dankten sie, wenn ihre Bitte erfüllt wurde.

Glücklich priesen sich alle, die den Paradiesgarten besuchen durften; und es war eine Schande, wenn es von diesem und jenem Knaben hieß: Er darf nicht mit zur Frau Stille, oder: er war bloß zwey oder dreymahl in ihrem Garten.

Im Herbste sah es im Paradiesgarten gar prächtig aus. Die fruchtbaren Bäume hingen voll des schmackhaftesten Obstes; so daß man sie fast alle Jahre mit dicken Stangen unterstützen mußte, damit die Aeste nicht brechen möchten. Pflaumen, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Wallnüsse und Pfirsichen gab es eine solche Menge, daß die ganze Gegend damit versehen werden konnte. Es war eine Freude unter den schwerbeladenen, von dem Obste niedergebeugten Bäumen herumzugehen. Die ganze Schuljugend des ruhigen Dorfes genoß alle Jahre diese Freude. Denn Frau Stille, die sich so stark um die Schule bekümmerte, hatte sich entschlossen, an einem schönen Herbsttage alle Schüler und Schülerinnen zu sich kommen zu lassen. Der Lehrer dankte

ihr für dieses liebreiche Anerbieten, und that ihr den Vorschlag: er wolle in ihrem Garten das halbjährige Examen halten. Sie war damit vollkommen zufrieden.

Die Kinder sahen diesem Tage mit großer Sehnsucht entgegen, und wenn er da war, wußten sie dem Jubeln und Händeklatschen kein Ende zu machen. Wenn man das Korn und den Weitzen geschnitten, die Gerste und den Hafer gemäht, den Flachs ausgerauft und ins Wasser eingelegt, die Kartoffeln ausgenommen, und alles, alles, was auf dem Felde gewachsen war, in die Scheunen geführt hatte: so wurden bald darauf zum Examen Anstalten getroffen. Jeder Schüler, jede Schülerin brachte etwas Geld in die Schulkasse; dieser einen Kreutzer, jener einen Groschen, und manche auch einen halben Gulden. Wenn man das Geld zusammen zählte, so fanden sich immer gegen 6 Gulden. Dafür wurde ein Gastmahl bereitet, und damit es nicht zu kärglich ausfalle: gab Frau Stille gewöhnlich 10 Gulden dazu. Auch übernahm sie das Einkaufen der nöthigen Sachen und das Zubereiten der seltnen Mahlzeit.

War es nun schönes Herbstwetter, so ward der Tag zum Examen bestimmt. Der Lehrer sagte dieses nur einen halben Tag voraus; und die Schüler freuten sich immer lange vorher auf diese Ankündigung.

„Ich denke, wir werden bald Examen haben, sagte eines Jahres der eine; denn die Erndte ist nun schon seit einer Woche vorbey.“

Das glaub' ich auch, erwiederte ein zweyter; denn hast du nicht gesehn, daß gestern die blaue Fahne aus der Kammer geholt wurde? Frau Ehrlich wird den kleinen Ritz zunähen wollen, den vor ein Paar Tagen Lobmanns Martin gerissen hat.

„Ja! wenn sich nur das Wetter machte!" versetzte ein dritter; aber seht nur, da steigt wieder eine schwarze Wolke auf; die prophezeyht nichts Gutes."

Ach! die Wolke! versetzten die andern; die Wolke zieht sich um die Berge herum! Die hat nichts zu bedeuten! Peter Willing hat uns gestern gesagt, daß wir hübsche Witterung zu erwarten hätten. Er versteht sich sehr gut aufs Wetter. Gebt Acht! wir haben bald Examen.

Alle glaubten dieser trostreichen Rede, sprangen wie Rehe auf der Wiese herum und trennten sich dann mit der Versicherung, daß sie ihre Eltern, besonders die Mutter, recht sehr bitten wollten, ihnen mehrere Groschen für die Schulkasse zu geben. Einige hatten sich etwas Geld erworben, und dieses versprachen sie auch mitzubringen, wenn nur bald das Examen käme.

Den Tag darauf, als die Vormittagsstunden zu Ende waren und die Kinder schon aus der Schule gehen wollten, sagte der Lehrer: „Wartet noch ein wenig, lieben Kinder! ich habe noch ein Wörtchen mit euch zu sprechen." Er lächelte freundlich und machte eine kleine Pause. Die Freude der

Knaben und Mädchen drückte sich sehr deutlich auf ihren Gesichtern aus. Jedermann errieth, was Herr Ehrlich mit seiner lächelnden Miene andeuten wolle; und man zischelte sich leise zu: Morgen ist gewiß Examen!

Der Lehrer fuhr fort: „Nun, ihr lächelt und zischelt und seyd froh! denn ihr glaubt es errathen zu haben, was ich euch sagen will. (Die Schüler machten Bewegungen, welche ihre Freude ausdrückten.)" Wir werden sehen, ob ihr's getroffen habt. Es ist wieder der liebe Herbst angekommen; auf den freut ihr euch ja immer. Und ich glaube, daß ihr, wenigstens einige von euch, seit dem lezten Herbste verständiger und besser geworden seyd. Daß ihr nicht vergebens die Schule besucht habt, sah ich auch am ersten May. Viele hielten sich damals beym Examen brav, und ich hatte darüber meine Freude. Wie viele Monate sind denn aber seit dem May verflossen?

Viele. (für sich nachrechnend: May, Junius, Julius, August, September) Fünf Monate! fünf!

Lehrer. In diesen fünf Monaten werdet ihr doch manches gelernt haben. Ihr wißt gut, daß man in einer einzigen Stunde viel lernen kann, wenn man nicht schläft, nicht plaudert, nicht zerstreut, sondern hübsch ruhig und aufmerksam ist auf das, was gelehrt wird. Ihr habt alle Tage fünf Lehrstunden, wie viele also in einer Woche?

Viele. Dreyßig.

Lehrer. Und in einem Monate?

Einige. Hundert und zwanzig.

Lehrer. Und in fünf Monaten?

Einige. Sechshundert.

Lehrer. In sechshundert Stunden kann man viel thun; seine Kenntnisse beträchtlich vermehren; und wenn ihr täglich nur eine einzige Seite von Salzmanns moralischem Elementarbuche auswendig gelernt hättet: so würdet ihr beynahe die Hälfte von dem Buche wissen. Wie viel Seiten hat es denn.

Ernst Heimfeld. 412.

Jakob Stilling. Ich finde nicht so viel.

Lehrer. Ihr habt beyde Recht. Heimfelds Elementarbuch ist einige Zeit später gedruckt, als Stillings.

Ernst Heimfeld. Nun weiß ich auch, woher es kommt, daß manches in meinem Buche anders ausgedrückt ist, als in Stillings Buche.

Lehrer. Ich zweifle nicht, daß jeder unter euch in diesen fünf Monaten manches gelernt hat. Freylich der eine mehr als der andere. Eure lieben Eltern und der Herr Pfarrer, den ihr alle so liebt, werden nun wieder wissen wollen, wie es mit euch steht, und ob ihr seit dem ersten May Fortschritte gemacht habt. Wißt ihr nun, was wir morgen vornehmen werden?

Alle. Wir haben Examen! wir haben Examen!

Lehrer. Ey! wie ihr gut rathen könnt. Ja, lieben Kinder! wir wollen morgen ein Examen anstellen; haltet euch gut, und beweißt durch eure Antworten und durch euer ganzes Betragen, daß ihr nicht träge gewesen; sondern verständiger und besser geworden seyd. Wißt ihr denn aber auch, wo wir uns versammeln?

Alle. Im Paradiesgarten! Bey der guten Frau Stille!

Lehrer. Die treffliche Frau will uns wieder ihren Garten einräumen. Merkt also, was ich euch sage. Morgen um 8 Uhr nach der Morgenandacht, kommt ihr in der Schule zusammen; nehmt mit, was ihr mitzunehmen habt; dann ziehen wir durchs Dorf mit der Fahne unter Trommelschlag in den Garten.

Alle. Bravo! bravo! (ein gewaltiges Händeklatschen.)

Lehrer. Nun seyd wieder ein wenig ruhig. — Frau Stille will uns wieder eine Mahlzeit zurichten; aber wir können es nicht verlangen, daß sie alles, was dazu gehört, selbst bezahle; sondern jeder muß seinen Beytrag dazu liefern. Wer daher etwas zum gemeinschaftlichen Vergnügen beysteuern will, der bringe mir es entweder in meine Wohnung, oder morgen in die Schule.

Einer von den Schülern. Ich bring's noch heute.

Ein anderer. Auch ich; gleich nach dem Mittagsessen.

Ein dritter. Wir wollen's mit einander herbringen. Meine Sparbüchse muß herhalten.

Ein vierter. Die meinige werd' ich auch um einen Beytrag bitten. Sie ist aber ziemlich hohl und wird nicht viel geben können.

Ein fünfter. Willst du mir wohl mein Kaninchen abkaufen?

Der vierte. Gehorsamer Diener! heute durchaus nicht; hast du nicht gehört, daß meine Sparbüchse hohl und mager ist?

Lehrer. Hört auf, lieben Kinder, hört auf! Ihr geht jetzt nach Hause und bereitet euch zum Examen ordentlich vor. Nachmittags habt ihr frey; aber seyd mir ja fleißig!

Alle. Ja! ja!

Vergnügt empfahlen sich die Schüler und Schülerinnen ihrem rechtschaffenen Lehrer, und hüpften froh nach Hause. Adam Quecksilber, ein muntrer, fähiger, aber leichtsinniger Junge, machte beym nach Hausegehn verschiedene Luftsprünge, und schwenkte unaufhörlich seinen Hut; denn dieses war ihm schon zur Gewohnheit geworden; und selbst der schläfrige Momus, den kaum die Füße tragen wollten, hob ein Bein in die Höhe, klatschte an seinem Stiefel und rief mit rauher Stimme: Juchhey!

Den kommenden Tag konnten die Kinder kaum erwarten; und die Nacht wurde von den meisten schlaflos zugebracht. Einige träumten von dem Examen, und wie sie dabey bestanden hätten.

Ernst Heimfeld fing an im Schlafe zu reden, und seine Eltern hatten folgendes deutlich vernehmen können: Zwanzig Dukaten, wie viel Thaler? im Kopfe soll ich das ausrechnen? Drey mahl zwey; nicht doch; ja! ja! dreymahl zwanzig, ist — ist — ist — nun was ists denn? ach! sey doch still, Momus! richtig! Teutschland in zehn Kreise! ja! ja! in Wien wohnt der Kayser! nein, in Europa giebts keine Tiger! Elephanten! Elephanten! Die giebts in unserm Dorfe nicht! —

Adam Quecksilber schlief nicht ruhiger. Er murmelte etwas für sich hin, und streckte seine rechte Hand aus, gleich, als wolle er etwas erhaschen, und mit der linken hielt er das Betttuch so fest, daß es schien, als wolle jemand ihm dasselbe entreissen. Auf einmahl sprang er auf, und griff nach seinem Hut, den er vielleicht schwenken wollte; er verwickelte sich aber in seinen krausen Haaren, verzog das Gesicht und schrie! Jemine! Jemine! Das war sein Lieblingsausdruck, wenn er Schmerzen empfand und darüber zu schreyen anfing Er taumelte in der Stube herum, und legte sich auf die Bank, welche fest am Ofen stand. Kaum war er aber etwas fester eingeschlummert, so fing er wieder an zu murmeln: Herrliche Pflaumen! süß wie Zucker! keine Maden!

ach — Patsch! da lag er auf der Erde, und wachte auf, wußte aber lange nicht, wo er wäre. Die Gesellen seines Vaters, der ein Leinweber war, fingen an laut auf zu lachen. Adam kam nach und nach zum Bewußtseyn, und erzählte, es habe ihm geträumt, er sey im Paradiesgarten gewesen, habe dort einen Pflaumenbaum erstiegen, und sich gar sehr an den wohlschmeckenden Früchten gelabt; da sey er aber auf einen morschen Ast getreten und herunter gefallen. Wie freute er sich, daß er in der Stube war, und sein Körper keinen Schaden gelitten hatte.

Nicht viel besser war es dem lustigen Paul Schreber gegangen. Gleich neben seinem Bette war ein Wandschränkchen, worin das Brod aufbewahrt wurde. Kaum war er eine halbe Stunde eingeschlummert, so fing er an mit sich selbst zu sprechen. Drey Thaler und vier Groschen, sagte er ziemlich laut, machen einen kayserlichen Dukaten. In meiner Sparbüchse hab' ich keinen Dukaten; ja, wenn ich ihn nur hätte! wie viel hab ich denn? einen halben Dukaten? bewahre; einen Viertel-Dukaten? nein; 2 Groschen ist kein Viertel-Dukaten; zwey Groschen sind zwey Groschen; kannst mirs glauben, Martin; ja! ja! nichts mehr und nichts weniger. Behalt' dein Kaninchen, bis ich mehr Geld habe. Nun will ich die Sparbüchse zerschmettern. Er griff in den Brodschrank, tappte herum und zog ein halbes Brod heraus. Dies schlug er lange an die Wand, bis er sich etwas stark die Hand zerklopf-

te; dies that ihm weh: er ließ die gebackene Spar-
büchse fallen, legte sich nieder und schlief ruhig ein.

So geht es, wenn man sich über eine Sache allzusehr freut; man schläft dann selten ruhig, und dies schadet der Gesundheit gar sehr.

Das Examen im Paradiesgarten.

(Fortsetzung des vorhergehenden.)

Endlich erschien der langersehnte Tag, und es schlug acht. Da strömten von allen Seiten des Dorfes die lustigen Kinder zur Schule hin, wo der freundliche Lehrer sie erwartete. Alle waren beysammen, bloß Karl Lindemann fehlte. Heftige Zahnschmerzen hatten den Armen überfallen, und ihn von dem bevorstehenden Vergnügen ausgeschlossen. Er hätte diesem unangenehmen Loose entgehen können, wenn er den heilsamen Vorschriften des Herrn Ehrlich gefolgt, seinen Mund des Tags einigemahl mit frischem Wasser ausgespült, auf warme Speisen nicht gleich getrunken, und mit der eisernen Gabel, oder mit der Nadel die Zähne nicht gereiniget hätte. Ach! wie leid war es ihm, daß er dieses gethan, seine Zähne dadurch verdorben und sich um ein so großes Vergnügen gebracht hatte. Doch nun war es zu spät. Er mußte die übeln Folgen seiner Unfolgsamkeit empfinden und zu Hause bleiben.

Nun, stellt euch einmahl in eine Reihe, sagte der Lehrer zu den Uebrigen, die vor dem Schulge-

bäude standen und begierig dem Abmarsche entgegen sahen. Ernst Heimfeld nimmt die Trommel, und der kleine Gutmann trägt die Fahne. Der Fahnenjunker geht voraus, und der Tambour hinten nach. Aber werdet ihr euch denn auch ordentlich betragen.

Alle. O ja! ja! gewiß!

Lehrer. Ich werde wohl nicht nöthig haben, euch zu erinnern, daß ihr durch Streit und Zank das gemeinschaftliche Vergnügen nicht stört, eure Freude nicht in Ausgelassenheit und Wildheit ausarten, und fremdes Eigenthum in Ruhe und unbeschädigt lasset. Ich habe das Zutrauen zu euch, daß sich jeder gut betragen werde; und nun Marsch!

Paarweise und in der schönsten Ordnung marschirten Knaben und Mädchen auf der Sommergasse durchs Dorf, und es war eine Freude, diese heitre, gesittete Jugend zu sehn. Die blaue Fahne flatterte, und Heimfeld schlug einen schönen Marsch, der von einem Tambour gelernt hatte, als vor einem Jahre eine Kompagnie Soldaten in dem Dorfe lag.

Frau Stille war geschäftig und machte alles zum Empfange der kleinen und großen Gäste bereit. Der schönste Platz im Garten, der mit Aepfel- und Birnbäumen umpflanzt war, wurde mit Tischen und Bänken für die Schüler und Zuhörer besetzt. Manche in der Gegend wunderten sich darüber, daß sie sich entschließen konnte, ihren schönen Garten herzugeben. „Das thät ich nicht," sagte dieser und

jener; „meinen Garten gäb' ich nicht um vieles Geld her. Denn was hat man davon? Nichts als Schaden und Verdruß. Die muthwilligen Jungen laufen auf den Blumen- und Gemüsebeeten herum und zertreten einem alles; oder sie klettern auf die Bäume und stehlen das beste Obst weg; brechen Aeste entzwey und reißen manches junge Bäumchen, bald aus Muthwillen, bald aus Unvorsichtigkeit um, und wenn man sich seine Sache nicht verderben lassen will, und den kleinen Wildfängen etwas darüber sagt, so sehen sie einen scheel an und machen ein Decembergesicht, als thäte man ihnen Unrecht."

Wirklich hatten die Leute in den umliegenden Dörfern Ursache, so zu sprechen; denn die Knaben waren dort größtentheils ungezogen, und machten sich kein Gewissen daraus, anderer Menschen Sachen zu verderben. Ihre Rohheit ging so weit, daß sie in Gärten einbrachen, dort auf die Bäume kletterten, Obst stahlen, und wo sie schöne Bäumchen fanden, dieselben umrissen. Solchen ungezogenen Jungen kann man freylich nicht gut seyn, noch ihnen etwas anvertrauen.

Aber so waren die Knaben des Dorfes, wo Frau Stille wohnte, nicht beschaffen. Ihr rechtschaffener Lehrer gewöhnte sie an ein besseres, anständigeres Betragen, und lehrte sie fremdes Eigenthum schonen. Daher sah man nie einen von ihnen auf ungemähten Wiesen herumspringen und das Gras zer-

treten, oder Bäume zerbrechen, oder auch nur eine einzige Kirsche, Pflaume, Aprikose u. s. w. entwenden. Sie hielten dieses für etwas schlechtes, und ein schlechter Mensch wollte keiner von ihnen seyn.

Der einzige Wildmann war nicht so gut geartet als die übrigen. Er verdarb fremde Sachen oft mit Absicht; oder weil er nicht selten allzu zerstreut war, und wenn er lief, sprang und sich mit andern herumjagte, nicht immer um sich sah. Seinen Eltern und seinem Lehrer hatte er dadurch schon manchen Verdruß verursacht.

Frau Stille war durch mehrjährige Erfahrung überzeugt, daß die Dorfjugend so gesinnt sey, daß man ihr auch den herrlichsten Garten einräumen könnte, ohne befürchten zu dürfen, daß sie den geringsten Schaden darin anrichten werde. Wäre dieses nicht gewesen, so hätte sie sich auch schwerlich entschlossen, mit ihrem Garten so freygebig zu seyn.

Feyerlich rückte das Chor der Schüler und Schülerinnen in den Paradiesgarten ein, wo es von dem Herrn Pfarrer, den Vorstehern der Schule, vielen Eltern und der lieben Frau Stille freundlich empfangen wurde. Als alles in Ordnung war, und sowohl Schüler als Eltern Platz genommen hatten: trat Jakob Stilling aus dem Zirkel der erstern und hielt an die Versammlung eine kurze Rede, die er selbst verfertigt hatte. Sie lautete also:

Lieber Herr Pfarrer;

guten Schulvorsteher, theuersten Zuhörer.

„Vor fünf Monaten waren wir auch beysammen, wie jetzt. Wir wiederholten damahls, was wir im Winter gelernt hatten, und unser Lehrer hat uns versichert, daß Sie mit dem Fleiße der Meisten zufrieden gewesen wären. Das hat uns denn nun sehr viel Freude gemacht; und diese Freude möchten wir gern wieder einmahl genießen. Sie ist mit Geld nicht zu bezahlen. Thaler und Dukaten glänzen wohl, und sie wären uns nicht unlieb, wenn wir sie hätten; aber das geht doch über alles, und dagegen sind Thaler und Dukaten nichts, wenn der Herr Pfarrer, die Schulvorsteher nnd unsre guten Eltern sagen: Die haben sich heute brav gehalten. Es muß uns doch wirklich viel daran gelegen seyn, dem Vater und der Mutter Ehre und Freude zu machen; denn was wären wir ohne sie? wir erhalten von ihnan die größten Wohlthaten, und die können wir ihnen nicht anders vergelten, als durch Fleiß und gute Aufführung. Es wird uns sehr angenehm seyn, wenn wir ihnen heute Gelegenheit verschaffen, sich über uns zu freuen. Sie sollen sehen, ob wir im Sommer fleißig gewesen sind und etwas gelernt haben. Was wir wissen, werden wir sagen, wenn man uns fragt, und was wir nicht wissen, werden wir freylich nicht sagen können, aber wir werden es in Zukunft lernen.“

Und nun ging das Examen an. Der Lehrer fragte die Schüler verschiedenes aus der Naturgeschichte, aus der Geographie; sie mußten deutlich und mit dem gehörigen Ausdruck aus dem schönen Salzmannischen moralischen Elementarbuche lesen; kleine Geschichtchen erzählen; auf der Tafel und aus dem Kopfe rechnen, kleine Sätze an die Tafel schreiben und dann sagen, welcher Buchstabe groß seyn müsse, und warum er nicht klein seyn dürfe. Der Lehrer erzählte ihnen einige Geschichten von guten und lasterhaften Menschen, und sie mußten dann urtheilen, welche Handlung gut, und welche bös sey, und warum dieser Mensch gelobt, jener getadelt werden müsse. Sie urtheilten in den meisten Fällen sehr richtig. Endlich nahm Herr Ehrlich ein Buch hervor, welches eben so vortrefflich als alt ist. Man nennt es gemeiniglich die Bibel, und wenn erst Kinder recht groß sind, so können sie dieses lehrreiche Buch mit großem Nutzen lesen. Der Lehrer las aus demselben einige herrliche Stellen vor, und die Schüler mußten sie erklären, und dabey gabs wieder ein Paar allerliebste Geschichtchen.

Alle Anwesenden waren mit den Antworten der meisten Kinder zufrieden. Das Examen ward mit einem kleinen Schauspiele geschlossen, welches die Schüler und Schülerinnen recht gut aufführten.

Als dieses zu Ende war, beschlossen der Lehrer und der Prediger mit noch einigen andern Personen einen Spatziergang auf den nächsten Berg zu

machen, wo man eine ungemein schöne Aussicht hatte. Als man dort angekommen war, zog der Pfarrer aus seinem schwarzen Rocke ein Instrument hervor, welches die Dorfknaben noch nicht gesehen, von dem sie aber schon vieles gehört hatten. Es war ein Perspektiv oder ein Fernrohr, welches die entfernten Gegenstände um vieles vergrößert und sie dem Auge gleichsam näher rückt. Wenn es gut ist, und man sieht durch dieses Glas, so kann man Bäume, Häuser, auch wohl Menschen, die mehrere Meilen entfernt sind, deutlich wahrnehmen. Nur müssen Luft und Gläser rein seyn.

Der Herr Pfarrer zeigte den Knaben die Bestandtheile dieses Perspektives, nahm dann ein Glas nach dem andern heraus, und zog ein Papier aus der Tasche, in welchem sich Lichtschnuppen befanden. Damit rieb er die Gläser, und brachte allen Schmutz herab. Sie wurden dann so rein und durchsichtig, wie ein Thautropfen. Nun machte er das Instrument wieder zu rechte, und ließ einen nach dem andern durchsehn. Die Jungen hatten ihre herzliche Freude darüber, und bedauerten nur, daß sie nicht im Stande wären, sich selbst solche Ferngläser zu machen. Der Berg, auf welchem ein unbewohntes altes Schloß war, lag ohngefähr eine Stunde von dem Hügel entfernt, auf welchem sie waren; aber wenn sie durch das Perspektiv darnach sahen, so kam es ihnen vor, als stände es vor ihren Augen, und sie konnten Fenster, Steine und

Ritzen zählen. Sie drehten ihre Köpfe und sagten: schön! wunderbar! was die Menschen nicht alles machen können! Und der Pfarrer lächelte und sprach: Wenn ihr nur guten Willen habt, viel lernt und auf alles fein aufmerksam seyd; so könnt ihr einmahl noch viel künstlichere Instrumente verfertigen, als dieses Fernglas ist. Ich wünschte nur, daß einer von euch ein Spritzenmeister würde, der für unsern Ort ein Paar gute Schlauchspritzen machte. Die hätten wir sehr nöthig.

Die Knaben horchten der Rede des liebreichen Pfarrers, und jeder dacht' in seinem Sinn: wart', ich will doch recht viel lernen und aufmerken auf alles, damit aus mir ein großer Künstler wird. Aber dann würde ich auch meinem Geburtsorte durch meine Geschicklichkeit aufhelfen.

Nachdem man sich gegen eine Stunde an der herrlichen Aussicht gelabt hatte, kehrte man zurück in den Paradiesgarten, wo der Tisch gedeckt war und jeder seinen Platz einnahm. Diejenigen, die sich durch Fleiß und sittliches Betragen am meisten ausgezeichnet hatten, kamen an die Seite des Herrn Ehrlichs und des Predigers zu sitzen, ein Umstand, der ihnen viele Ehre machte.

Das war ein lustiges Gastmahl; auf allen Gesichtern konnte man Zufriedenheit und Freude lesen, und es wurden manche artige Sachen erzählt. Die jungen Gäste betrugen sich bey Tische so anständig, bescheiden und gesittet, daß sich manche Kinder aus reichen Familien sie zum Muster hätten nehmen können.

„Es macht mir viel Vergnügen, sagte leise der Prediger zum Schullehrer, daß unsre Dorfjugend versteht, mit Anstand zu essen. Es ist eine Lust in ihrer Gesellschaft ein brüderliches Mahl einzunehmen. Ein solches gutes Betragen findet man oft in der Stadt nicht, wo man sich doch rühmt, die Gesetze des Wohlstandes besser zu kennen als auf dem Lande. Da speißte ich vor vier Wochen in Wallburg bey einem sehr reichen Manne, der drey Knaben hat und viel auf sie hält. Das Tischzeug war gar prächtig; wir aßen auf silbernem und porcellainenem Geschirre, und die Gerichte, deren wohl zehn aufgetragen wurden, waren von einem geschickten Koche sorgfältig bereitet. Der reiche Mann war einst mein akademischer Freund, und ich hatte nicht Ursache, bey ihm ein gezwungenes Wesen anzunehmen. Allein ich muß Sie versichern, daß ich wie auf Nadeln saß, und gern mit einem Stückchen trocknem Brod und einem Glas reinen Wassers vorlieb genommen hätte, wenn es mir nur möglich gewesen wäre, von dieser wohlbesetzten Tafel entfernt zu seyn. Denn das Betragen der drey Knaben war so anstößig, unbescheiden und beleidigend, daß man keinen Bissen in Ruhe genießen konnte. Wenn ich mit dem Vater ein Wörtchen im Vertrauen sprechen wollte, da war bald der eine, bald der andere mit seinem lauschenden Ohre dabey, drängte sich mit frecher Miene zu uns, horchte mit offnem Munde, was wir sprachen, und ermangelte nicht, seine Bemerkungen, die mei-

stens sehr läppisch und grob waren, über dieses und jenes zu machen, wovon geredet wurde. Ging der Teller mit einem Gerichte herum, so wollte jeder zuerst zugreifen, und wühlte dann so lange darauf herum, bis er das Beste erhascht hatte. Dieses gab zu heftigem Wortwechsel zwischen den drey Brüdern Veranlassung, und einer gab dem andern Schimpfnamen; und dieses alles so laut, daß wir es hören konnten. Der Vater wurde zwar aufgebracht, und gebot Stillschweigen; allein die Jungen schienen sich nicht viel daran zu kehren; sie schwiegen wohl still, doch suchten sie sich einander durch Mienen und allerhand häßliche Verzerrungen des Gesichtes zu kränken. Mit den Stühlen wackelten sie beständig herum, ja einer purzelte sogar um und verrenkte sich zwey Finger. Er hätte auch das Genick brechen können. Fast keiner konnte recht den Löffel, die Gabel und das Messer halten, und wenn sie aßen, legten sie die Ellbogen auf den Tisch, als wären sie im Stalle erzogen worden. Während des Essens trat ein Fremder in den Speisesaal, ja, glauben Sie wohl, daß die jungen Herren aufgestanden wären und ihm einen Stuhl angeboten hätten? Sie wurden unwillig, daß sie etwas zusammen rücken mußten, um dem Fremden, einem guten Bekannten des Vaters, Platz zu machen; kurz, sie führten sich recht ungezogen auf, und ich hätte vieles drum gegeben, wenn ich eine solche unartige Tischgesellschaft hätte verlassen können, ohne dem Wohlstande zu nahe zu treten. Wenn

man auch ein noch so großer Jugendfreund ist: so vergeht einem wohl die Lust, sich etwas länger unter solchen jungen Leuten aufzuhalten. Mit unsrer stillen, bescheidnen Jugend würde ich alle Tage gern speisen."

So sprach der Prediger, und es war Wahrheit, was er sprach. Solche Kinder, wie er sie schildert, kann man auch jetzt noch hie und da antreffen, und öfters da, wo man es nicht erwartet. Aber wer nur ein wenig Ehrgefühl hat, wird sich wohl hüten, zu ihnen gezählt zu werden.

Der Prediger hatte eben ausgeredet, als ein Paar Einwohner des Dorfes in dem Garten erschienen, um der versammelten Schuljugend eine frohe Nachricht zu überbringen. Sogleich standen Ernst Heimfeld, Jakob Stilling und noch viele auf, und boten den Angekommenen ihre Plätze an. Die erstern versicherten, sie würden ihren Platz nicht mehr einnehmen, sondern sich unter einen Baum setzen. Dieses geschah auch.

Nach genossenem Mahle erzählte der Pfarrer die Geschichte eines Knaben, der in seiner Jugend die Zeit verschwendete, seine Kenntnisse nicht zu vermehren suchte, und alles auf den kommenden Tag verschob. Es ward aus ihm ein ungeschickter Mensch, der seinen Nebenbrüdern wenig oder gar nicht nützlich werden konnte, sondern ihnen durch seinen Müßiggang und durch seine Unwissenheit nur zur Last fiel. Die Schüler und Schülerinnen wurden ermahnt, ja nicht seinen Weg zu betreten, und

die schöne Zeit, die man in der Jugend hat, nicht ungenützt verstreichen zu lassen.

„Was ihr heute lernen und verrichten könnt, sprach der Prediger, das verschiebt ja nicht auf morgen; denn der morgende Tag ist nicht mehr euer, und ihr werdet an demselben wieder vieles zu thun finden."

Frau Stille ließ darauf ihren schönen Flügel herbey bringen; Ernst Heimfeld trat hinzu, nahm ein Notenbuch vor sich, und Herr Ehrlich, der seinen Schülern manches schöne Lied erklärte und von ihnen auswendig lernen ließ, kündigte den Gesang an, der angestimmt werden sollte. Es wurde alles still, und die Versammlung sang schön und mit Empfindung folgendes Lied, das den liebenswürdigen Kinderfreund, Weiße, in Leipzig, der schon viele schöne Sachen für die Jugend geschrieben, zum Verfasser hat.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! heute will ich ruhn;
Morgen jene Lehre fassen;
Morgen diesen Fehler lassen;
Morgen dies und jenes thun.

Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was Andres sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen:
Dies nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke,
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt.
Wohl dann! morgen so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Vergnügt stand man vom Tische auf, und nun versammelte sich alles um die zwey Männer, die während der Mahlzeit gekommen waren, um der Schuljugend eine freudige Botschaft zu bringen. Sie berichteten dann, daß der Herr im nächsten Orte, welcher alle Flüße und Bäche, die viele Fische enthielten, gepachtet hatte, der Schuljugend die Erlaubniß ertheile, in dem Bache zu fischen, welcher nahe an dem Dorfe vorbey floß. Sie hatten dieses kaum ausgeredet, so erhob sich ein lautes Jubeln und Händeklatschen; Adam

---

Anmerk. Die Melodie zu diesem Liede findet man in den Liedern für Kinder, aus Campe's Kinderbibliothek mit Melodieen, bey dem Klavier zu singen, von Reichardt. Im zweyten Theile Seite 28.

Quecksilber lief nach seinem Hute, und schwenkte ihn, und Momus hob sein rechtes Bein, schlug an den Stiefel und rief: Juchhey! juchhey! Ernst Heimfeld sprang zu Herrn Ehrlich und bat ihn um die Erlaubniß, nach Hause zu laufen und ein Netz holen zu dürfen, welches er selbst gestrickt hatte. In einigen Minuten war er wieder im Garten, und seine Kameraden umgaben ihn und bewunderten seine Arbeit.

Bald hätte ich vergessen anzumerken, daß Herr Ehrlich nach geendigtem Examen, dem würdigen Prediger und den Schulvorstehern ein Papier einhändigte, welches für Knaben und Mädchen von der größten Wichtigkeit war; denn auf demselben standen verschiedene Bemerkungen über jeden von ihnen. Alle wünschten gut angeschrieben zu seyn. Bloß einige von diesen Bemerkungen will ich hier mittheilen:

Ernst Heimfeld. Ist unstreitig der beste unter meinen Schülern. In den verfloßnen fünf Monaten hat er mir nicht ein einzigesmahl Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihm gegeben. In den Lehrstunden ist er ruhig, äußerst aufmerksam, und selten entwischt ihm etwas von dem, was ich sage; daher seine Arbeiten immer gut sind. Aber auch was sein Herz betrifft, ist er musterhaft. Empfänglich für gute Ermahnungen, sucht er überall ihnen gemäß zu handeln, ist bescheiden, und doch nicht kriecherisch; gefällig, genügsam und gegen an=

dere nie unbillig; wenigstens habe ich ihn niemahls auf den entgegen gesetzten Fehlern ertappt.

Jakob Stilling. Wetteifert mit Ernst Heimfeld in jedem Stücke; nur ist er zuweilen etwas kindisch und geräth leicht in Hitze. Bey seinen Arbeiten beweißt er einen anhaltenden Fleiß, und läßt sich nicht leicht mit Absicht einen Fehler zu Schulden kommen.

Franz Kleinmeister. Hält gut Ordnung mit seinen Sachen, und hat, wenn gleich nicht so glückliche Talente als die vorhergehenden, doch einen offenen Kopf. Seine Urtheile sind größtentheils richtig, und er fühlt sehr gut das Schickliche und Unschickliche, das Schöne und Häßliche, Recht und Unrecht. Aber er handelt nicht immer seinen Einsichten gemäß, und ist oft ungerecht gegen die andern, besonders gegen kleinere und schwächere. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß er allezeit gut scheinen möchte, und lobsüchtig sey, auch da, wo er nicht gut ist und kein Lob verdient. Er kann sich gut verstellen, und man hat Mühe hinter den Heuchler zu kommen. Ich habe Hoffnung, daß er diesen häßlichen Fehler ablegen und seine vielen guten Eigenschaften vermehren werde.

Adam Quecksilber. Hat viel Kopf, und könnte es weit bringen, wenn er in den Lehrstunden nicht zerstreut, unruhig und oft unsittlich wäre. Er ist schon groß; wird aber von vielen kleineren, auch

solchen übertroffen, die nicht so viel Talent haben als er.

Gutmann. Ist ein allerliebster Knabe; immer heiter, doch niemahls wild; ein einziger Wink, ein einziges Wörtchen ist vermögend, ihn von etwas abzuhalten oder zur Bereuung eines Fehlers zu bringen. Sein zutrauliches, gefälliges und anschmiegendes Wesen erheitert oft mein Herz, und ich bin dem lieben Jungen viele frohe Stunden schuldig.

Wildmann. Ein wilder Knabe, der sehr schadenfroh ist, und sogar recht herzlich über die Unfälle Anderer lachen kann. Es fehlt ihm nicht an Kopf; aber an gutem Willen ihn zu gebrauchen. Er ist in den meisten Stücken dem geschilderten Adam Quecksilber ähnlich; und macht mir in den Lehrstunden viel Verdruß; denn er stört entweder die übrigen durch seine unwitzigen Späschen; oder er schläft. Auch schont er nicht fremdes Eigenthum, und ist unverträglich.

Eleonore Heimfeld. Ist ein treffliches Mädchen. Ruhig, still, sittsam und aufmerksam auf meine Worte war sie von jeher; und sie ist auch jetzt noch immer, was sie war. Ihre Bescheidenheit ist groß, und nie habe ich von ihr etwas gehört, was gegen die Gesetze des Wohlstandes, der Sittsamkeit und Sittlichkeit gestritten hätte.

Solche Bemerkungen machte Herr Ehrlich über seine Schüler, und theilte sie bey jedem Examen

dem Prediger und den Schulvorstehern mit, damit diese sehen möchten, was es für Leute unter der jungen Welt im Dorfe gäbe, und von welchem man viel erwarten könne. Die Geschickten und Guten wurden vorgezogen, und, wenn es nöthig war, unterstützt. Gewiß macht jeder Lehrer und Erzieher im Stillen seine Bemerkungen über die ihm anvertrauten Zöglinge, und wenn er sie gleich nicht immer aufs Papier schreibt: so trägt er sie doch in seinem Herzen herum und freut oder betrübt sich. Es müßte mit dem Herzen eines Zöglings sehr schlecht stehen, wenn er nicht wünschte, seinem Lehrer und Erzieher Freude zu machen. Ob es wohl viele junge Personen dieser Art giebt? Kaum glaub' ichs.

Aber was geschah denn nun, nach dem Mittagsmahle? werden manche Leser fragen. Geduld, meine Lieben! Alles kann nicht auf einmahl kommen. Einige von den Bemerkungen des Herrn Ehrlich wollte ich euch nicht vorenthalten, weil ich glaubte, daß sie euch nützlich werden könnten. Man freut sich ja doch immer, wenn man gute Menschen schildern hört; und die aufgedeckten Fehler Anderer können uns auch nützlich werden. Wenn wir an einem und dem andern von diesen Fehlern vielleicht selbst leiden: so kann uns die Betrachtung desselben an fremden Personen zu dem heilsamen Entschluß bringen, ihn abzulegen und mit jedem Tage vollkommener zu werden.

Doch nun will ich erzählen, was sich im Paradiesgarten weiter zugetragen hat.

„Nun gehts zum Fischen!" dachten alle, als Heimfeld nach eingenommenem Mahle mit seinem selbst gestrickten Netze herbey gekommen war. Aber es ging nicht zum Fischen. „Wir dürfen," sagte der Lehrer, „nach dem Essen nicht gleich ins Wasser; das ist ungesund; ich dächte, wir unternähmen einen Spatziergang ins Thal auf unser Lieblingsplätzchen." Alle waren damit zufrieden.

Das Thal, wohin man ging, war ungemein schön und der beste Zufluchtsort in heißen Tagen; denn es war mit Kiefern, Tannen, Fichten und andern Bäumen wohl bepflanzt, und diese verursachten einen angenehmen Schatten und eine wohlthuende Kühle. Mitten durchs Thal floß ein rauschender Bach, dessen Grund wie marmorirt aussah. Kleine grüne Plätze wurden von mancherley Gesträuchen umzingelt, und manche bekamen das Ansehen natürlicher Lauben. Einen von diesen Plätzen, der besonders schön war, pflegte Herr Ehrlich mit seiner Schule zuweilen zu besuchen, und den Kindern daselbst dann und wann eine Geschichte zu erzählen. Man nannte aus diesem Grunde diesen Ort nie anders als das Lieblingsplätzchen, und es machte der Schuljugend immer Freude, wenn es hieß: Wir gehen auf unser Lieblingsplätzchen.

Als man hier am Examentag ankam, lagerten sich alle um den Lehrer und den Herrn Pfarrer, der auch mitgegangen war, und nun mit einer geheimnißvollen Miene die Gelagerten anredete: Lieben

Kinder, sagte er, ihr habt durch eure Antworten und euer Betragen beym heutigen Examen, euerm rechtschaffenen Lehrer, vielen Eltern und mir Freude gemacht. Ihr bedürft keiner Belohnung; denn gewiß hat euch euer Herz schon dafür belohnt, und eine solche Belohnung kann euch kein Mensch zu Theil werden lassen. Also nicht um euch zu belohnen, sondern um euch ein Andenken an den heutigen Tag zu geben, habe ich hier einige Bücher mitgebracht, in denen viele schöne Erzählungen vorkommen, die euch gewiß ein großes Vergnügen machen werden, wenn ihr sie leset. Sie sollen in dem Schulgebäude aufbewahrt werden, und jedem zum Gebrauch freystehen. Nun zog er hervor: die Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde; die Geschichte Sandford's und Mertons, und die Sittengemählde aus dem häuslichen Leben für Kinder.

„Aber ich hab' euch noch etwas zugedacht," fuhr der Prediger fort. (Die Kinder sahen ihn froh und forschend an.) „Das Perspectiv hat euch so sehr gefallen; ich will es euch zum gemeinschaftlichen Gebrauche schenken."

So hat sich gewiß noch kein König über sein ganzes Königreich gefreut, als die überraschte Schuljugend über die wichtigen Geschenke des menschenfreundlichen Predigers. Man sprang um ihn herum, drückte und küßte seine Hände, und des Dan-

kens konnte sobald kein Ende werden, besonders bey den besseren unter den Schülern.

„Nur noch eine Bitte hab' ich an euch, lieben Kinder! redete der geliebte Wohlthäter weiter, und ich habe das gute Zutrauen zu euch, daß ihr sie erfüllen werdet. Einige von euch führen sich nicht so auf, als sie sich aufführen sollten. O meine Lieben! wüßtet ihr nur, wie dieses eure Eltern, Vorgesetzten und alle Rechtschaffenen, die euch kennen, im Innersten schmerzt und betrübt, ihr würdet ihnen gewiß diese unangenehmen Empfindungen ersparen. Ich bitt' euch, seyd gut, und werdet mit jedem Tage besser; seyd verträglich und gefällig unter einander, versöhnlich und nicht rachsüchtig, wenn ihr manchesmal von andern, vielleicht ohne Vorsatz, beleidigt werdet; legt das kindische und läppische Betragen in und außer der Schule ab; besonders aber seyd aufrichtig und keine Heuchler. Habt ihr einen Fehler begangen, so verhehlt ihn nicht, nichts ist abscheulicher als dieses; gesteht offenherzig, was ihr gethan; denn wenn einer noch so thöricht und boshaft ist, so kann aus ihm noch ein verständiger und guter Mensch werden, wenn er das Herz hat, seine Fehler nicht zu verbergen oder zu beschönigen, sondern sie seinen Vorgesetzten zu gestehen. Hütet euch auch sorgfältig vor aller Verstellung, und redet nur das, was euer Herz denkt; und seyd ihr allein, werdet ihr von niemanden beobachtet, so handelt doch so, als wären eure Eltern oder euer

guter Lehrer zugegen. Thut ja, lieben Kinder! was ich euch wohlmeynend rathe, und macht mir diesem lieben Manne hier (sich zum Lehrer wendend) viele Freude."

Nun ergriff er die Hand des Herrn Ehrlich und sprach: „Liebster Freund! ich danke Ihnen im Namen der ganzen Gemeinde für Ihre Bemühungen, unsre Jugend zu geschickten und rechtschaffenen Menschen zu bilden. Sie haben schon viel Gutes gestiftet. Ihre Arbeiten sind Ihnen nicht mißlungen, und viele braven Einwohner danken Ihnen ihr Glück. O fahren Sie unermüdet fort, Heil und Segen um sich zu verbreiten; und ihr Herz wird Sie dafür lohnen, alle Edlen werden Sie im Stillen segnen, und die Nachwelt wird Ihr Andenken ehren."

Dem Lehrer und dem Prediger und vielen Schülern traten die Thränen ins Auge, und die erstern fielen sich in die Arme, gelobten mit vereinigten Kräften an dem Wohle der Jugend zu arbeiten, und sich weder durch Undank, noch durch die Beschwerden ihres Geschäftes in der Erfüllung der Pflicht stören zu lassen.

Gerührt verließ man das Thal, und wandelte mit langsamen Schritten dem Garten der freundlichen Frau Stille zu. Diese hatte unterdessen ihren Gästen eine unerwartete Freude bereitet. Schon von weitem sah man auf einigen Bäumen kleine papierne Fahnen flattern, und der kleine Gutmann rief laut: Haha! unsre Frau Stille will gewiß ein

Späßchen machen. Juchhey! rief sein Nachbar, und vorne schwenkte einer seinen Hut.

Die vortrefliche Besitzerin des Gartens kam den Spatziergängern entgegen und erklärte, daß es ihnen frey stände, die Bäume, welche mit Fahnen bezeichnet wären, zu ersteigen, das Obst abzunehmen und es in Körben zu sammeln. Ehe man sichs versah, waren die Bäume erstiegen; mit bewunderns-würdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit hüpften die Knaben von einem Aste auf den andern, und manches Stadtkind, das bey Kaffee und Chocolade, bey Zuckerwerk und heißen Federbetten aufgezogen, und vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem kleinen Sprung sorgfältig verwahrt worden ist, würde, voll Angst, den Kletterern zugesehen, oder schwindlich seine Aeugelchen von dieser gefährlichen Scene weggewendet haben. Aber die Knaben, von welchen die Rede ist, waren des Springens und Kletterns gewohnt, und hatten sich darin durch wiederhohlte Uebung eine solche Gewandtheit erworben, daß es gar nicht zu befürchten war, einer oder der andere werde herunter purzeln und Schaden nehmen. Das abgelesene Obst ward unter die kleinen Gäste vertheilt, und schmeckte zum Vesperbrode gar herrlich.

Hierauf gings gegen Norden zu, einer Wiese entlang, hinter welcher jener Bach floß, in dem gefischt werden sollte. Die Freude läßt sich nicht beschreiben, welche die lustigen Knaben empfanden, als sie am Bache ankamen. Das Netz that ihnen

die besten Dienste; und sie zogen es fast kein einziges Mahl leer aus dem Wasser; immer zappelte eine Menge Schmerlen, Gründlinge, Weißfische, und etliche Mahle auch eine Forelle darin. O wie sprangen, wie jubelten sie, wenn ein großer Fisch in dem Hamen zappelte! Die Fischer, welche einen goldnen Dreyfuß aus dem Meere zogen, können über ihren kostbaren Fang nicht froher gewesen seyn.

Einige von den kleinen Fischern steckten ihre Hände in die Löcher, welche an den Ufern in großer Menge waren, und zogen viele Krebse heraus. Adam Quecksilber hatte einen nicht gut gefaßt, und der Krebs bekam ihn beym Zeigefinger, und kneipte ihn so stark, daß Adam aus dem Wasser sprang und zu schreyen anfing: Jemine! Jemine!

Höre Adam, sagte der kleine Gutmann, wir wollen über den Verbrecher ein militärisches Gericht halten, wie die Schildbürger.

Der Vorschlag fand Beyfall. Einige versammelten sich, und Quecksilber nahm den Krebs und führte folgende Anklage gegen ihn: „Herr Richter, Momus, dieser unverschämte Räuber mit den scharfen Scheeren hat mich Unschuldigen angepackt, und hätte mich bald um meinen Zeigefinger gebracht. Und dieser ist mir gar lieb und werth, denn mit ihm und dem Daumen halte ich die Feder, mit der Feder schreibe ich viel nützliche Aufsätze, die ich aus-

wendig lerne, und wenn der Räuber Krebs meinen Zeigefinger, den ich wahrlich nicht um eine Million Kremnitzer Dukaten hingäbe, zerdrückt hätte, so würde ich wohl das Schreiben bey Seite lassen müssen. Das Verbrechen ist groß, Herr Richter! und ich fordere volle Genugthuung."

„Die sollt ihr bekommen," sagte Momus. „Ein jeder sage, was der Verbrecher für eine Strafe verdiene."

Einer. Er soll gehangen werden.

Ein zweyter. Man lasse ihm zur Ader.

Ein dritter. Ich dächte wir verwiesen ihn aus dem Lande.

Ein vierter. Nein! er muß sterben! Er verdient, daß er gerädert werde.

Der Richter Momus. Kurz, meine Herren! mir fällt ein gar passendes Strafmittel ein. Der Räuber hat das Leben verwirkt, und er muß — ersäuft werden. Nun wurde der Krebs genommen und — in den Bach geworfen. Das gab wieder etwas zu lachen.

Mit Fischen und Krebsen wohl versehen, kehrten die muntern Schüler in den Garten zurück; hier wurde alles, was sie gefangen hatten, zurechte gemacht, und mit gutem Appetite verzehrt.

Allzu viel ist ungesund, hieß es endlich, und man traf Anstalten, den Paradiesgarten zu ver-

lassen. Man bedankte sich herzlich bey der liebreichen Frau Stille, und stellte sich in Ordnung. Der kleine Gutmann griff nach der Fahne, und Ernst Heimfeld nach der Trommel; und nun gings aus dem Garten, immer nach der Schule zu. Hier dankten Schüler und Schülerinnen dem Lehrer für das Vergnügen, das er ihnen am verfloßnen Tage bereitet hatte, wünschten sich einander eine ruhige Nacht, und jeder eilte dem väterlichen Hause zu, wo er den lieben Eltern alles erzählte, was vorgefallen war.

Lange konnte man diesen Tag nicht vergessen, und noch jetzt erinnert man sich mit Freuden daran.

Im verflossenen Herbste war kein solcher Tag mehr für die Jugend; denn ach! der blutige Krieg, der so vielen tausend guten Menschen das Leben kostete, unzählige Familien zu Grunde richtete, der Mutter die Tochter, dem Vater den Sohn, den Kindern die Eltern, dem Bruder den Bruder, der Schwester die Schwester raubte; fruchtbare Aecker und schöne Wiesen in öde Wüsteneyen und in mit Blut getränkte Gottesäcker verwandelte, dieser verderbliche Krieg hat seine blutigen Schwingen auch über das ruhige Dorf verbreitet, wo Frau Stille wohnt. Ihr Garten ward verwüstet und die Häuser niedergerissen, zerschossen und verbrannt; denn die Einwohner hatten tapfer ihr Eigenthum und ihre Freyheit verfochten, und dadurch den erbitterten Feind zu einer grausamen Rache gereitzt.

Schon lächelt uns der holde Friede entgegen; schon erhalten die verwüsteten Felder ihre vorige freundliche Gestalt wieder, und auch das Dorf, und der Paradiesgarten, von dem ich erzähle, erhohlen sich nach und nach, und Frau Stille glaubt, daß nach einem Jahre zwar nicht alles, aber doch vieles wird hergestellt werden können. Dann feyre ich, spricht sie, in meinem erneuerten Garten, mit der ganzen Jugend des Dorfes, das Fest des goldenen Friedens!" — *)

*) Diese Erzählung ist in dem Jahre niedergeschrieben worden, wo jedermann glaubte, der Friede mit Frankreich werde bald geschlossen werden. Diese schöne Hoffnung ist uns wieder verschwunden.

Die unglückliche Weinlese.

Der Spätherbst rückte mit schnellen Schritten heran, und die Wiesen waren nach einer heitern Nacht immer mit einem weißen Reife überzogen, welcher gar lieblich anzusehen ist, besonders wenn die sanft aufsteigende Sonne die ersten milden Strahlen auf die halbgefrornen Thautropfen fallen läßt. Die Felder lagen leer und öde; denn Weitzen, Roggen, Gersten, alles, alles war nun in den Scheunen. Die Sperlinge zogen Rottenweise den Wohnungen der Menschen zu, und nur Hänflinge schwirrten zu hunderten auf den stillen Aeckern herum.

Auch in den Gärten sah es jetzt düsterer aus als sonst; die Zweige der fruchtbaren Bäume sanken nicht mehr, gedrückt von der Last des wohlschmeckenden Obstes, zur Erde nieder, und keine grünen Blätter verbargen rothwangige Aepfel, citronenfarbige Birnen und längliche, dunkelblaue Pflaumen. Vor einer Woche waren die letzten Reste dieser gepriesenen Früchte von kletternden Knaben in reinliche Körbe und Hüte gesammelt, und von den Eltern unter sie vertheilt worden.

Bloß wohlriechende Quitten drängten sich noch hier und da zwischen steifen, gebogenen Blättern hervor; bestimmt zu einer säuerlichen, aber nicht übelschmeckenden Suppe. Einige davon wollten die muntern Knaben mit glühenden Kohlen bedecken, und gebacken, im brüderlichen Zirkel verzehren, so wie sie es oft mit mehligen Kartoffeln thaten, die gleich hinter den Häusern in Menge angebaut wurden.

Auf den abgemähten Aeckern ruhte eine ernste Stille, die nur zuweilen durch den dumpfen Glockenhall herumziehender Heerden, und durch ein bängliches Gesäusel ausgedorrter Stoppeln unterbrochen wurde.

Aber an den Bächen, die mit Gebüschen umsäumt waren, sah man alle Morgen kleine Vogelfänger bedächtig umherwandeln, und mit neugierigen Blicken und unruhigen Herzen durch das dicke Gesträuch lauschen, ob nicht etwa ein hungeriges Rothkehlchen, gelockt durch die röthlichgelben Pfaffenhütchen, sein Beinchen auf das betrügliche Hölzchen der Sprenkel gesetzt, und sich in der ausgebreiteten Schlinge gefangen habe. Triumphirend und außer sich vor Freude, kam mancher nach Hause gesprungen, wenn er die Sprenkel von der Mitte des halben Bogens auf die Erde herabgezogen und darin ein flatterndes Vögelchen mit einem dunkelgelben Halse fand.

So sah es im großen Tempel der Natur aus. Die meisten Freuden, die sie im Frühlinge, Som-

mer und Herbste gewährt, waren genossen, und in einer kleinen Ferne winkten die rascheren Belustigungen des herannahenden kalten Winters, dieses geliebten Freundes der unverzärtelten, kraftvollen Jugend. Aber im Hintergrunde des Tempels der Natur harrte der Menschen noch Ein herbstliches Vergnügen, dem Jung und Alt mit großer Freude und lästiger Ungeduld entgegen sah; das Vergnügen der Weinlese.

Die saftigen Trauben waren dieses Jahr etwas langsam gereift, und der October nahte sich zu Ende, ehe man sie zusammenlesen, keltern und in ein goldgelbes Getränk verwandeln konnte. Endlich erschien die obrigkeitliche Erlaubniß dieses zu thun, und ein neues geschäftiges Leben erwachte in den Weingebirgen und Weinstädten. Die Fässer wurden mit bessern Reifen beschlagen, rein ausgespült, und mit dem übrigen Geschirre auf hochbepackten Wagen in die Weingärten geführt. Munter, wie die Jugend, wandelten ältliche Winzer, vergnügte Leser und Leserinnen, versehen mit geschliffenen Hippen und reinlichen, kleinern und größern Butten, auf die mit schmackhaften Reben bepflanzten Hügel; mancher frohe Gesang strömte aus ihrem Munde, und mischte sich in die Gesänge der Lerchen, die hoch in der Luft schwebend, ihre Lieder trillerten, oder in das Gesäusel kühler Lüftchen, die sich durch herabrasselnde Blätter drängten.

Auch in Wallbergs Hause wurden mehrere Tage hindurch große Anstalten zur langersehnten

Weinlese getroffen. Sein Weingarten lag drey Stunden von Ruhenthal entfernt, wo der rechtschaffene Mann, frey von Nahrungssorgen, geschätzt von dem ganzen Städtchen, glücklich und zufrieden in dem Schooße einer stillen, edlen Familie seine Tage lebte und des Guten viel um sich verbreitete. Mehr, als seine Reichthümer lagen ihm seine zwey Kinder, Wilhelm und Marianne, am Herzen. Der erste hatte sein zehntes Jahr erreicht, und erregte bey seinen liebevollen Eltern die schönsten Hoffnungen. Glücklich entwickelte sich jede seiner Anlagen, und sein Verstand war schon mit manchen nützlichen Kenntnissen bereichert. Alle, die ihn kannten, glaubten, daß aus ihm einmahl ein sehr verständiger, geschickter Mensch werden würde, da er schon in einem so zarten Alter auf die ihm vorgelegten Fragen die passendsten Antworten gab, und alles leicht begriff, was man ihm erklärte. Aber noch mehr war sein sanftes, liebreiches Herz werth. Ehrerbietig gegen seine Eltern und Vorgesetzten, gefällig und dienstfertig gegen andere, verträglich mit seiner Schwester und allen, an die sich liebend sein Herz hing, mitleidig bey dem Elende seiner Nebenmenschen, bescheiden, und allezeit geneigt, väterlichen Ermahnungen Gehör zu geben und sie zu befolgen, hatte sich Wilhelm die Liebe aller, die ihn kennen lernten, erworben.

Aber niemand freute sich wohl so innig und aufrichtig über den hoffnungsvollen Knaben, als sein ehrwürdiger Vater und seine zärtliche Mutter. „Ach!

wie unaussprechlich glücklich sind wir," sagten sie oft, wenn sie allein waren und über ihre Lage nachdachten, „wie unaussprechlich glücklich! Der Himmel hat uns mit zwey lieben, guten Kindern gesegnet; sie sind so fleißig, so folgsam, so kindlich gegen uns gesinnt, machen uns eine Freude nach der andern, versüßen uns jeden Tag, jede Stunde, und bestreuen uns den Weg durchs Leben mit Rosen. Wahrlich! keine Freude, keine Seligkeit kann uns größer seyn, als die, welche uns der Besitz gutgearteter Kinder gewährt."

Oft, wenn die glücklichen Eltern so sprachen, kam Wilhelm an Mariannens Seite in die reinliche, lichte Stube, oder in den wohlbepflanzten Garten gehüpft, der gleich hinter dem Hause an einem kleinen Flusse lag; beyde ergriffen die dargebotene Hand des stillheitern Vaters und der sanft lächelnden Mutter, schmiegten sich liebevoll an sie und erzählten, wo sie gewesen, was sie in den Privatstunden gelernt, und wie sie eben mit einem armen Manne gesprochen, und in ihm einen verständigen Menschen gefunden; oder wie sie Nachbars kleines Hannchen mit einem Blumenkranze bekränzt und ihr das Geschichtchen von der vierjährigen Susanne erzählt hätten, welches sie neulich von der lieben Mutter in der hintersten Geißblattlaube gehört und noch nicht vergessen hätten.

In der Mitte des Novembers feyerte Frau Wallberg ihr Geburtsfest, und ihre Kinder hatten

nie ermangelt, ihr an diesem frohen Tage Beweise ihrer innigsten Dankbarkeit, ihrer kindlichsten Liebe zu geben. Jetzt wollten Wilhelm und Marianne die gute Mutter an dem wichtigen Novembertage mit einer kleinen Illumination überraschen. Alles war schon verabredet, und kein Mensch sollte was davon wissen, als der alte Martin, der im Wallbergschen Hause Aufseher über die Gärten und andere Sachen war, die in die Oekonomie einschlugen. Ihn konnte man nicht entbehren; denn er sollte ein Gerüstchen verfertigen, worauf man den erleuchteten Tempel, den Wilhelm und Marianne aus Pappe gemeinschaftlich verfertigten, hinstellen wollte.

Heimlich schlich sich Wilhelm in einen Kaufladen, und kaufte diejenigen Materialien, die er zur Illumination nöthig hatte. Mit äußerster Sorgfalt und vieler Mühe schnitt er die Pappen aus, und sein geschäftiges Schwesterchen half ihm das bunte Papier, welches hinten angeklebt werden sollte, zurecht machen. Ueber dem einfachen, schönen Tempel sollte die kurze Inschrift stehen: Lebe lange, liebe Mutter!

Wilhelm und Marianne wollten den Abend vor dem Geburtsfeste so lange wach bleiben, bis die Mutter zu Bette gegangen wäre; dann wollten sich beyde mit dem verschwiegenen Martin leise in ihre Stube schleichen, und gerade der Thüre gegen über, aus welcher Frau Wallberg kommen mußte, wenn sie ihr Schlafgemach verließ, den Tempel errichten.

Vor demselben sollte eine kleine Lampe brennen, und die Geschenke bescheinen, welche die dankbaren Kinder ihrer Mutter zugedacht hatten. Sie bestanden in einer niedlichen, lackirten Zuckerdose von Pappe, die der geschickte Wilhelm, und in einer allerliebsten Zeichnung, welche die sanfte Marianne verfertigt hatte. Am Geburtsfeste wollten beyde recht früh das Bett verlassen, die dünnen Wachslichter hinter dem Tempel, und die Lampe vor demselben anzünden, sich dann hinter das Gerüste verstecken und die Ankunft der Mutter erwarten. „Wie wird sie staunen," sagte Wilhelm, wenn sie hereintritt, und den erleuchteten Tempel erblickt; ich weiß gewiß, Mutter weint vor Freude. Wenn sie nun einige Augenblicke die Illumination angesehen hat, dann stürzen wir hervor, fallen ihr um den Hals und rufen laut: „Lebe lange, liebe Mutter!"

Marianne lächelte froh über seine Rede, trat vor den Bruder hin, ergriff seine Hand und sprach: Dann wird Vater auch herbeygerufen, und wenn er sich mit Mutter freut, ergreifst du einen und ich den andern Kranz; du bekränzest den Vater und ich die Mutter! das soll dir ein Freudenfest geben.

Wilhelm. Aber liebes Schwesterchen! woher die Kränze? woher die Blumen dazu? Die meisten sind in unserm Garten verblüht.

Marianne. Dafür laß du mich sorgen. Der Gärtner des Herrn von Ringk ist uns gut, das weißt du? Er hat uns erst neulich zu sich in den

Garten eingeladen; da könnten wir, sagte er, uns im Treibhause schöne ausländische Blumen aussuchen. Freylich ist es nicht fein, wenn man gleich geneigt ist, das anzunehmen, was uns andre anbieten; der Vater meynt, es wäre eine Art von Betteley; aber hier muß es nicht so genau genommen werden. Es gilt ja den Geburtstag unsrer Mutter!

Solche Gespräche führten sie alle Tage, und immer fiel ihnen etwas neues ein, was sich am ersehnten Feste ausführen und unternehmen ließe. Noch war aber der Tempel nicht zur Hälfte fertig, als man anfing Anstalten zur bevorstehenden Weinlese zu treffen. Die lieben Kinder legten daher ihr angefangenes Werk bey Seite, mit dem festen Entschlusse, es sogleich wieder vorzunehmen, wenn sie aus dem Weingarten nach Hause kämen.

Herr Wallberg zog zur Zeit der Lese mit seiner ganzen Familie in den Weingarten, wo sich ein sehr bequemes Haus befand, in welchem er vierzehn Tage mit seiner Frau, seinen Kindern und einigen redlichen Freunden die Seligkeit des Landlebens genoß. Schon drey Wagen hatten die Sachen, deren man dort nicht entbehren konnte, dahin gefahren; und der Tag rückte heran, an welchem Herr Wallberg mit seiner Familie in der, vor kurzem gekauften Kutsche hinfahren wollte. Wilhelm packte sorgfältig seine Sachen zusammen; sein birnbäumenes Blasrohr, seinen elastischen Bogen mit Pfeilen und Köcher;

Campe's Robinson nebst andern nützlichen Schriften, Papier, Federn und Dinte und einem kleinen Fernrohre, das ihm sein Vater von der letzten Leipziger Ostermesse mitgebracht hatte. Marianne that das nämliche und versah sich mit allem Nöthigen.

„Wenn ihr noch etwas mitzunehmen habt, lieben Kinder! sagte der Vater einen halben Tag vorher, ehe man abreißte, so packt es bald ein und bringt es mir auf meine Stube, wo ich es in meinem Koffer einschliessen will. Aber daß ich es ja vor vier Uhr erhalte. Morgen vor Sonnenaufgang gehts fort.''

Die Kinder hüpften vor Freuden um den Vater herum, sprangen zur Mutter und riefen: Weißt du's schon? Morgen gehts fort! um diese Zeit essen wir morgen im Weingarten, und der Kammerrath Horstig ißt mit und erzählt uns vielleicht eine Geschichte. Voriges Jahr hat er uns recht angenehm unterhalten. Erinnerst du dich noch, Mariannchen! an die schöne Erzählung: Tai und Scherik, oder Vertrauen und Treue, die er uns aus den Palmblättern vorlas. Sie war gar herrlich; allen hat sie gefallen.

Marianne. Ach! ich erinnere mich. Das Erzählte geschah in Arabien, ehe noch Mohamed lebte, der die türkische Religion stiftete. Die Einwohner verehrten damals einen bösen und guten Gott; alles Unglück schrieben sie jenem, und alles Gute diesem zu; und jedem von diesen Göttern feyerten sie in

der Woche einen Tag. Wer an dem Feste, welches dem bösen Gott gewidmet war, vor dem König erschien, wurde ohne Gnade gefangen genommen und verbrannt. Ein reicher Araber, Namens Tai, der in der Wüste herumreiste, ward von Räubern überfallen und seiner ganzen Haabe beraubt. Zwey Tage mußte er mit seiner Frau und seinen Kindern hungern. Da entschloß er sich zum Könige Naam zu gehen und ihn um Hülfe zu bitten. Ach! der Unglückliche kam gerade an dem Tage, der dem bösen Gott heilig war, vor den Thron; und der König verurtheilte ihn, nicht ohne Mitleiden, zum Tode. Jetzt erst erinnerte sich Tai an das grausame Opfergesetz; erschrack und bat nur noch den König um die Erlaubniß, hineilen zu dürfen zu den schmachtenden Kindern und ihnen und ihrer Mutter Erquickung und Speise mitzunehmen, sie müßten sonst eines schmählichen Todes sterben; er wolle dann gleich zurückkehren und sich dem Gesetze unterwerfen. Aber der König verlangte einen Mann, der für ihn Bürge stände, und in dem Fall, daß Tai nicht wieder käme, dem bösen Gott geopfert werden könnte. Lange wollte sich niemand zu dieser Bürgschaft verstehen; endlich trat der Liebling des Königs hervor und leistete sie. — — Sein Name ist mir schon entfallen.

Wilhelm. Scherik hieß der Edle. Tai eilte zu seinem Weibe und den Kindern und erquickte sie mit Speisen. Endlich schlug die Stunde, in wel=

cher das tobende Volk das Schlachtopfer für den bösen Gott mit Ungestüm forderte; aber Tai war noch nicht zurückgekehrt, und Scherik ward gebunden und zum Altar geführt. Alle Feyerlichkeiten zu seinem Tode waren bereits gemacht, und der Hohepriester ergriff schon das steinerne Opfermesser und zuckte es über dem Gebundenen, als Tai keichend und ausser Athem, rufend herbeygelaufen kam, dem edlen Scherik zu Füßen fiel, seine Bande lösete und ihm in die Arme sank. „Großmüthiger Scherik! wie bald hätte dich mein Zögern getödtet," sprach er. Der König und das Volk wurden gerührt, und der erstere vernichtete das grausame Gesetz, nach welchem alle ihr Leben verlieren mußten, die aus Unvorsichtigkeit, oder aus Unbekanntschaft mit dieser Sitte, an dem Festtage des bösen Gottes vor dem Throne erschienen.

Marianne. Ach! wenn der Kammerrath nur wieder so etwas mitbrächte.

Wilhelm. Er bringts gewiß mit; darauf verlaß dich. Neulich, da ich bey ihm war, befragte ich ihn drum, da lächelte er und antwortete: Es ist möglich. Und du weißt, was er darunter versteht; wenn er sagt: es ist möglich, so ist es auch gewiß. Aber, lieber Vater! kann ich denn auch die kleine meßingene Kanone mitbringen, mit der mir der Ober-Lieutenant Strieger am Neujahrstage ein Geschenk machte? dann müßte ich mir noch Pulver einkaufen.

Der Vater beobachtete ein ernstes Stillschweigen und schüttelte bedächtig den Kopf.

Wilhelm. Lieber Vater: du hast mir ja nie leicht etwas abgeschlagen, und ich weiß, du wirst mirs erlauben, daß ich die Kanone mitnehme und mir Pulver kaufe.

Vater. Was dir nicht schädlich und gefährlich ist, mein Kind! erlaube ich dir gern, und wenn ich dir eine Bitte abschlage, so kannst du immer versichert seyn, daß ihre Erfüllung dir nachtheilig wäre. Und nichts ist für Kinder gefährlicher als Pulver und Gewehr. Tausend traurige Beyspiele beweisen dieß. Du hast mehrere Geschichten von Knaben gelesen, welche durch die genannten Sachen sich um ihr Leben brachten. Selbst erwachsene Personen haben sich damit unglücklich gemacht. Du hast wohl die Hand des jungen Kortes gesehen?

Wilhelm. O ja, lieber Vater! er kann sie nie gerade machen; beständig ist sie hohl, und wo die Schrotkörner eingegangen sind, da giebts lauter Furchen und Narben. Die Hand sieht gräßlich aus, und Kortes soll sie gar nicht gebrauchen können.

Vater. Und weißt du auch, wie er dazu kam? Kortes war von jeher ein großer Liebhaber vom Schießen, und nie freute er sich mehr, als wenn er auf wilde Enten und Schnepfen Jagd machen konnte. Er wußte auch das Gewehr zu brauchen, und galt

allgemein für einen guten Schützen. Manches Wildpret hat er erlegt. Eines Tags geht er hinter unserm Garten, immer den Fluß hinauf, und will einige Sperlinge erlegen. Indem er aber auf eine Rotte, die auf mehreren Bäumen saß, zielt, fliegen ein halb Dutzend wilde Enten vorbey. Hurtig setzt er ab, zieht die kleinen Schrote heraus, und ladet das Gewehr mit gröberem Bley. Nun stößt er die Flinte einige mahl an die Erde, welches die Jäger oft zu thun pflegen, vielleicht um die Schrotkörner fester an einander zu schütteln. Aber der aufgezogene Hahn geht ab, die Flinte los, und die Ladung dringt in die rechte Hand. Es schauert mich, wenn ich an die Operation denke, die mit dem unglücklichen Kortes vorgenommen werden mußte. Ich kam zufälliger Weise dazu. Der Wundarzt fuhr mit eisernen Werkzeugen unter der obern und untern Haut herum; zog oder riß vielmehr den Wergpfropfen, der auf dem Pulver lag, aus dem Fleische hervor, und es vergingen wohl zwey Stunden, bis er alle Schrotkörner herausgebracht hatte. Was Kortes für Schmerzen empfand, könnt ihr euch leicht vorstellen. Sein Geschrey konnte man in der zweyten Straße hören.

Marianne. Ach! du lieber Himmel! wer nur das böse Pulver erfunden hat!

Vater. Ich weiß nicht, ob ich die traurige Geschichte vom vorletzten Palatine in Ungarn, Leopold erzählt habe. Er war ein Bruder des jetzigen

deutschen Kaysers und Königs von Ungarn; ein vortreflicher Mann, und geliebt von der ganzen ungarischen Nation. Er hätte noch vieles für das Beste derselben thun können, wenn ihn nicht ein gewaltsamer Tod aus dem Kreise der Lebendigen entrückt hätte. Er nahm Theil an einem Feste, welches in einem königlichen Lustschlosse nahe bey Wien veranstaltet wurde, begab sich in ein Gemach, worin alles zu einem Luftfeuer bereit war; ein Feuerfunke gerieth ins Pulver, zündete den ganzen Vorrath desselben an, und der unglückliche Palatin ward so übel zugerichtet, daß er bald darauf seinen Geist aufgab. Und dieß ist schon vielen hunderten und tausenden geschehen. Aus diesem Grunde sehe ich es nicht gern, wenn, besonders junge Personen, sich mit Gewehr und Pulver abgeben.

Wilhelm. Es ist wahr, lieber Vater! was du sagst. Ich seh' es wohl ein. Aber wenn Martin, der doch mit dem Gewehre umzugehen weiß, bey mir ist und mir die Kanone ladet: so kann mir doch kein Unglück begegnen. Ich möchte doch nur einmahl hören, ob das Kanönchen stark knallt. Und es ist in der Weinlese auch eine gar große Lust, wenn geschossen wird und die Berge den Schall zurückwerfen.

Vater. Daran soll es nicht mangeln. Ich habe auch für dieses Vergnügen gesorgt. (Nach einer Pause, in der er für sich nachgedacht hat.) Nun ja, ich will dirs erlauben, deine Kanone mit-

zunehmen. Martin kann sie dir laden und abfeu= ern. Hier hast du 4 Groschen, dafür mag er ein Viertel = Pfund Pulver holen.

Wilhelm küßte dankbar die Hand des nach= giebigen Vaters, sprang freudenvoll die Treppe hinunter, und schickte den treuen Martin in das nahgelegene Materialgewölbe, wo er $\frac{1}{4}$ Pfund Pul= ver einkaufte. Herr Wallberg holte ein schönes großes Pulverhorn herbey, welches um und um mit dickem Messinge beschlagen und noch ein Erbgut von seinem Großvater war. In dieses wurde das Pul= ver gefüllt, und mit der Kanone den übrigen Sa= chen, die man mitnahm, beygelegt.

Die Morgenröthe hatte am folgenden Tage noch nicht den heitern Himmel gefärbt, als schon die gutbeladene Kutsche vor Wallbergs Hause stand, und Groß und Klein in dieselbe stieg. Man hatte bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt, als die erwärmende Sonne hinter dem östlichen Gebirge in ihrer bezaubernden Herrlichkeit aufstieg, und ih= re reinen Lichtstrahlen auf das heitre Antlitz der Reisegesellschaft warf. Man schlug die Fenster auf, und trank mit gierigen Zügen eine reine, stärken= de Morgenluft. Die Reitze der Natur machten auf alle den stärksten Eindruck, und man war in ihrer Betrachtung versunken, als man unvermuthet einen leisen menschlichen Gesang vernahm, der von dem holden Klange einer Zither begleitet wurde.

Alle horchten; und Andacht, hohe Andacht erfüllte ihre Herzen.

Endlich unterbrach Wilhelm das tiefe Stillschweigen, welches einige Minuten gedauert hatte. „Wär' es nicht besser, lieber Vater! sprach er, wenn wir aus dem Wagen stiegen und zu Fuße unserm Weinberg zuwanderten. Ich weiß nicht, es wird mir hier alles zu enge; der Morgen ist so schön, er ist es werth, daß man ihn ganz genieße." Der Vater willigte darein, und stieg mit seinem Sohne aus der Kutsche; die Mutter aber und Marianne fuhren voraus und wollten für die Nachkommenden das Frühstück bereiten.

Herr Wallberg schlug seitwärts seinen Weg ein, denn es war in seiner Brust ein großes Verlangen erwacht, jenen Sänger mit der Zither zu sehen und ihn zu sprechen. Sie gingen immer der Stimme nach, und kamen endlich zu ihm. Ein holder Jüngling saß unter einer Eiche, auf einem mit Blättern bestreuten Rasen; sein offener, milder Blick, die Bescheidenheit, die sich in seinem Auge rein abspiegelte, die Herzensgüte, die sich deutlich auf seinem Gesichte abdrückte, das ernste, ruhige Nachsinnen, in welches er versunken zu seyn schien; die stille Andacht, die sich über sein Antlitz ergoß, alles dieß flößte dem Herrn Wallberg und seinem Wilhelm große Ehrfurcht gegen den Sänger ein. Beyde stellten sich hinter ein Gebüsch, so

daß sie von dem andächtigen Jünglinge nicht bemerkt werden konnten. Er machte eine Pause; stimmte aber bald wieder seine Zither und sang mit tiefer Empfindung:

Wer des Lebens Freuden will
Rein und wahr genießen,
Wandle harmlos, fromm und still!
Hab' ein frey Gewissen!
Hab' an Gottes Schöpfung Lust!
Liebe Sonn' und Sterne!
Seines Adels sich bewußt,
Geh er hin und lerne!

Lerne, was ihn heben kann
Ueber Mond und Sonnen!
Steige muthig nur die Bahn,
Die er hat begonnen!
Schaue liebevoll umher
Auf die andern Waller!
Wirke gern, leicht oder schwer,
Zu der Wohlfahrt Aller.

Wer des Lebens Harm und Schmerz
Leichter will ertragen,
Habe nur ein reines Herz!
Und er darf nicht zagen;
Und die Tage schweren Zugs,
Die uns nicht gefallen,
Werden endlich leichten Flugs
Ihm vorüber wallen.

Den dritten Vers sang er mit bebender Stimme; und Thränen traten ihm ins Auge, als er zu den Zeilen kam:

Und die Tage schweren Zugs,
Die uns nicht gefallen u. s. w.

Seine Stimme verließ ihn, die Macht der Empfindung erstickte sie, und er schwieg. Jetzt trat Wallberg mit seinem Sohne vor den gerührten Fremdling, der durch ihre unerwartete Ankunft etwas überrascht schien, sich aber gleich wieder zu fassen wußte. „Guten Morgen! theurer Unbekannter!" sagte Herr Wallberg.

Der Unbekannte. Ich danke. Der Morgen ist schön; wir haben lange seines gleichen nicht gehabt.

Herr Wallberg. Ihr schöner Gesang erhöht seine Reitze.

Der Unbekannte. Schön ist er eben nicht; die Nachtigall singt schöner; aber er greift mein Herz an, erheitert es und erhebt mich zu dem, der uns diesen schönen Morgen bereitet hat; er geht mir von Herzen und dringt in mein Herz zurück.

Herr Wallberg. Was von Herzen geht, geht wieder zu Herzen. Ihr herzlicher Gesang hat mich und meine Familie gerührt, und ich danke ihnen dafür. (Der Sänger erröthete.) Aber, theurer Jüngling! was für ein Schicksal bringt Sie hierher? Innige Theilnahme an demselben, läßt mich diese Frage thun.

Der Unbekannte. Ich spreche nicht gern von meiner Lage, denn dieß hieße zu schwach seyn,

sie zu ertragen, oder es schiene, als wollte ich die Hülfe anderer erbetteln. Sie aber scheinen mir nicht der Mann zu seyn, der mich mißverstehen könnte; gern will ich Ihnen daher einiges von meiner Geschichte erzählen.

„Ich habe das Glück, einen Vater zu besitzen, der an Rechtschaffenheit wenige Männer seines gleichen haben wird. Mein Lob kann wohl verdächtig seyn; aber es ist gerecht, und alle edle Menschen, die meinen Vater kennen, nannten ihn allezeit einen Redlichen. Meine Mutter gab ihm an Güte der Gesinnung nichts nach; wohlwollend gegen jedermann, erwarb sie sich Aller Liebe, die ihr Herz kennen lernten. Meine Erziehung wurde von solchen Eltern besorgt, und ihr danke ich die Heiterkeit und Ruhe des Gemüthes, die mich selten verläßt, und die mir in meinen gegenwärtigen Umständen so nothwendig ist."

„Durch seine Geschicklichkeit hat sich mein Vater von einem Ehrenamte zum andern gehoben, und der Fürst bezeigte ihm, durch manche gnädige Zuschrift, seine volle Zufriedenheit mit seiner Treue und Gewissenhaftigkeit. Er machte ihn sogar zu seinem Geheimen-Rathe, und bediente sich seiner Rathschläge in den wichtigsten und verwickeltesten Angelegenheiten. Mit einem solchen Zutrauen geehrt, und zur Uebernehmung einer Menge schwerer Geschäfte ermuntert, ahndete mein Vater das Gewitter nicht, das sich über seinem Haupte zu-

sammen zog. Arglistige, boshafte Neider beschlossen, ihn zu stürzen, und es gelang ihnen, das Herz des leichtgläubigen Fürsten ihm zu entziehen. Doch, damit begnügten sie sich noch nicht. Mein Vater hatte ihre Schleichwege, die sie oft einschlugen, um diese oder jene Begierde zu befriedigen, bemerkt, und sie ernstlich davor gewarnt. Dadurch erbittert, suchten sie meinen Vater so zu kränken, als es nur immer möglich war. Es gelang ihnen. Mein Vater wurde der Untreue angeklagt, und, unverhört, in einen Thurm geworfen, wo er in einem elenden Loche schmachtet. Meine Mutter und ich beseufzten ein Viertel=Jahr sein trauriges, unverdientes Loos; thaten Vorstellungen, Bitten; aber alles half nichts. Unser Haus und alles, was wir besaßen, ward uns entrissen, und eines Abends, da wir uns unter einander über unser Unglück trösteten, erhielten wir den schrecklichen Befehl, in vier und zwanzig Stunden das Land zu verlassen. Schmerzvoll thaten wir, was man uns befahl."

„Entblößt von allem, kamen wir über die Grenze: hier überfiel meine geängstete Mutter ein hitziges Fieber, und wir hätten unter freyem Himmel darben müssen, wenn nicht ein redlicher, alter Mann in einem Dorfe uns seine Stube angeboten, uns liebreich aufgenommen und mit Speise und Trank versehen hätte. Ach! meine Mutter machte es nicht lange; die Krankheit verschlimmerte sich, und sie entschlief mit den Worten: Rette

deinen Vater! Stumm, doch heilig gelobte ich dieses."

„Drey Tage sind es nun, daß ich die Hütte des menschenfreundlichen Landmanns verlassen, und mich auf den Weg zu dem Fürsten begeben habe. Ich will ihn selbst sprechen, will ihn um alles, was ihm heilig ist, bitten, die Sache meines Vaters von unpartheyischen Richtern untersuchen zu lassen, und einen Unschuldigen aus einem dumpfen Kerker zu erlösen, wo er bald, ach! bald verschmachten muß. Unschuldig ist mein Vater! das ist gewiß!"

Herr Wallberg. Wie sehr bedaure ich Sie, edler Jüngling. Ihren Vorsatz, den Fürsten selbst zu sprechen, muß ich billigen; ich befürchte nur, daß man Sie nicht vorläßt. Haben Sie Bekannte, Freunde am Hofe?

Der Unbekannte. Das eben nicht; aber das Bewußtseyn meiner gerechten Sache wird mir Muth und Gelegenheit verschaffen, vor dem Fürsten erscheinen zu können. Ich hoffe seine Residenzstadt noch heute zu erreichen.

Herr Wallberg. Sie können in vier Stunden dort seyn. Hören Sie, lieber Freund! es fällt mir eben ein, daß ein gewisser Herr Horstig, Kammerrath zu Ruhenthal, in der Hauptstadt dringende Geschäfte hat; es ist möglich, daß er noch heute dahin reist, und dieß wäre für Sie das beste Mittel, die Erlaubniß zu erlangen, den Fürsten sprechen zu dürfen. Horstig ist mein Freund,

und steht mit einigen Ministern in freundschaftlichen Verhältnissen. Meine Kutsche steht zu Diensten, und da sie ohne Zweifel Mangel an Gelde leiden, so kann ich auch damit dienen. (Er zog eine Börse hervor und überreichte sie dem Jünglinge.)

Die Farbe der Schamhaftigkeit überzog das Gesicht des rechtschaffenen Fremdlings; das angebotene Geschenk hatte sein zartes Ehrgefühl beleidigt, und er schlug es gefaßt mit einem edlen Stolze aus.

Herr Waliberg. Darf ich Sie um Ihren Nahmen fragen, theuerster Jüngling.

Der Unbekannte. Eduard Wertheim.

Herr Wallberg. O so finden Sie in dem Kammerrathe Horstig einen großen Freund Ihres Vaters; er hat mir oft von ihm erzählt. Eilen Sie nach Ruhenthal, und gehen Sie nur gerade zu ihm hin; meine Kutsche soll bald folgen.

Herzlich faßte Eduard des ehrwürdigen Wallbergs Hand, netzte sie mit Freudenthränen, und Wilhelm und sein Vater mußten ihr Tuch hervorziehen und die herabperlenden Zähren von ihren Wangen trocknen. Sie nahmen einen rührenden Abschied, und der alte Wallberg rief dem edlen Sohn einigemahl nach: Retten Sie glücklich den Vater!

Gedankenvoll ging Wilhelm an der Seite des Vaters. „Das ist ein edler, dankbarer Sohn!" sprach dieser, und Wilhelm bejahte es mit einem

vielsagenden Blick. „Ich will Eduarden nichts nachgeben," sprach leise sein Herz.

Holder Knabe! mit dem edelsten Herzen, ach! du ahndetest nicht, welch' ein unglücklicher Stern über deinem Haupte aufging; du ahndetest nicht das traurige Loos, das deiner harrte, das deinen Vater, deine Mutter tief beugte! O so wandelt sich oft unvermuthet reine Freude in nagenden Schmerz; und dem heitern, schönen Morgen folgt nicht selten ein stürmischer, mit Gewitterwolken schwangrer Abend!

Mit bebendem Herzen erzähle ich das unglückliche Ende der Geschichte.

„Der Herr Kammerrath Horstig wird doch nachkommen und zu Mittage mit uns speisen?" fragte forschend Marianne den Vater, als er mit seinem Wilhelm in dem Gartenhause ankam.

Schwerlich, mein Kind! erwiederte jener, und erzählte umständlich die Geschichte mit dem edlen Fremdlinge, der, von kindlicher Liebe und Dankbarkeit beseelt, seinen unglücklichen Vater retten wolle, wozu ihm wohl Horstig behülflich seyn werde. Das gutgesinnte Mädchen, welches sich schon auf des Kammerraths Erzählungen innig gefreut hatte, und nicht wenig beunruhigt wurde, als sie hörte, daß er nicht kommen werde, vergaß seine Erwartungen, wurde ruhig und freute sich sehr darüber, daß Horstig einem so vortrefflichen Jüngling in einer so traurigen Angelegenheit mit Rath und

That beystehen werde. Ein neues seidenes Kleid würde ihm zuverlässig kein so großes Vergnügen verursacht haben.

Man nahm das Frühstück ein, und bestieg darauf den Hügel, der mit verschiedenen Arten der schmackhaftesten Trauben bepflanzt war. Die Leser und Leserinnen hatten ihr Werk schon vor ein Paar Stunden begonnen, und waren außerordentlich aufgeräumt; sie sangen frohe Lieder, bekränzten sich das Haupt, und die Buttenträger konnten nicht schnell genug die Trauben hinunter tragen, welche jene abgeschnitten hatten. Herr Wallberg griff auch zu, und Mariannchen, versehen mit einem niedlichen Körbchen, das Martins geschickte Hände geflochten hatten, ging unter den Reben herum und suchte die schönsten Muskateller aus, die des Mittags auf die ländliche Tafel kommen sollten. Wilhelm aber übernahm das Geschäft, hinter den Arbeitern im Weinberge die Weinstöcke zu durchsuchen, ob nicht hie und da eine versteckte Traube hängen geblieben wäre. Viele fand er, und legte sie in den dazu bestimmten Korb, ohne doch den Arbeitern deshalb kränkende Vorwürfe zu machen, wie so manche unbescheidne Knaben zu thun pflegen.

Es näherte sich der Mittag, und Frau Wallberg war mit der Bereitung eines freundschaftlichen Mahles sehr beschäftigt. Mariannchen half der treuen Kathrine, die bereits zehn Jahre im Wall-

bergschen Hause diente, und sich durch ihre Ehrlichkeit und Pünktlichkeit in ihren Geschäften das volle Zutrauen der Herrschaft erworben hatte, die Tafel decken, die Teller, Löffel, Messer und Gabeln legen, und vor jeden Teller legte sie einige Vergißmeinnichtchen, die sie an einer sumpfigen Stelle im Garten fand.

Trapp! Trapp! Trapp! Wer kommt? Wer kommt? riefen Wilhelm und Marianne. Und da standen drey Kutschen, aus welchen einige gute Freunde und Freundinnen mit ihren Kindern stiegen. Das gab eine Freude! man lief sich entgegen, drückte sich die Hände, umarmte und küßte sich. Wilhelm hüpfte mit seinem liebsten Gespielen, Franz, im Garten und auf dem Hügel herum, und seine Schwester, führte ihre Herzensfreundin, Karolinchen, in eine Laube, wo sie über mancherley Lieblingsgegenstände der Unterredungen traulicher Mädchen sprachen.

Durch einen Flintenschuß ward das Zeichen zum Essen gegeben.

Man speißte an einer langen Tafel unter Birnen- Aepfel- und Wallnußbäumen, die einen angenehmen Schatten gewährten. Vergnügt und unter mancherley Gesprächen und Beschäftigungen verschwand der Nachmittag, man wußte selbst nicht wie, und der Abend rückte mit schnellen Schritten heran. Die Knaben freuten sich drauf, und konnten ihn kaum erwarten; denn Herr Wallberg hatte ihnen ein

großes Vergnügen bereitet. Racketen, Pulverfrösche und so manche andre Sächelchen, die zu einem schönen Feuerwerke erforderlich sind, lagen in einem Schränkchen, und gleich nach Anbruch der Dunkelheit sollte das herrliche Schauspiel seinen Anfang nehmen. Die Frauen, welche in den Kutschen angekommen waren, fuhren mit den Mädchen noch diesen Tag nach Hause; die Männer aber blieben im Weingarten, und wollten auf einer Streue die Nacht zubringen. Auch Franz blieb da.

Sanft stieg der röthliche Mond hinter einem hohen Hügel empor; und Martin ließ die erste Rackete steigen. Majestätisch hob sie sich in die Luft, wohl drey Thürme hoch. Die Knaben jubelten und schrieen voll Bewunderung: schön! herrlich! prächtig.! und nun stieg die zweyte Rackete, noch gerader als die erste. Paf! da platzte sie, als sie schon hoch genug gestiegen war, und viele flimmernde Sterne, prächtig anzusehen, gingen aus ihr hervor. Die kleinen Zuschauer schlugen die Hände zusammen, und wiederholten ihren vorigen Ausruf. Nach den Racketen wurden einige Frösche angezündet, und die Knaben lachten herzlich und laut, als sie sie in der Luft herumspringen, und auf der Erde Burzelbäume machen sahen. Hierauf wurde ein Feuerrad an einem Baume befestigt, und angezündet. Es drehte sich ausserordentlich schnell herum, und spie zischende Funken. Die Freude, welche die Kinder darüber empfanden, läßt sich nicht beschreiben.

Nun wurde auch Wilhelms kleine Kanone geladen, und eine lange Ruthe abgeschnitten, an deren Ende er einen Spalt machte, um ein Stückchen brennenden Zunders hineinzulegen, womit das geladene Gewehr losgeschossen werden sollte. Als er damit fertig, hörte man von weitem das Rasseln eines Wagens. Die Kinder spitzten die Ohren. Der Wagen kam näher und immer näher, und man hörte endlich das untere Gartenthor öffnen.

Wilhelm und Marianne liefen der ankommenden Kutsche entgegen. Er kommt! er kommt! ja, ja, er ist's! er ist's! riefen sie, sprangen, außer sich vor Freude, zu ihren Eltern zurück, und verkündigten ihnen in gebrochenen Worten die Ankunft des Kammerrathes. Kaum hatten sie ausgeredet, so stand auch schon der Wagen vor dem Hause, und es stiegen heraus, der rechtschaffene Horstig, der edle Jüngling, Eduard Wertheim, mit Freudenthränen im Auge, und sein ehrwürdiger Vater, auf dessen Antlitz sich eine stille Wehmuth mit dem frohen Bewußtseyn der erfüllten Pflicht vereinigte.

„Glücklich gerettet ist mein Vater!" rief Eduard, wonnetrunken, aus; „Dank Ihnen, würdiger Herr Wallberg! für die Empfehlung an den menschenfreundlichen Herrn Horstig. Seine Fürsprache that große Wirkung! O wie soll ich mich dankbar genug gegen Sie beweisen?"

Gerührt trat der alte Wertheim zu dem redlichen Wallberg, sank ihm an sein edles Herz, und dankte mit wenigen, aber männlichen Worten für seine thätige Theilnahme an seinem und seines Sohnes Schicksale. Es war eine herzangreifende Scene! Alles, was zugegen war, vergoß Thränen. Und kann wohl etwas beseligenderes gedacht werden, als der Anblick der glücklich geretteten Unschuld, und das himmlische Bewußtseyn, etwas zu dieser Rettung beygetragen zu haben?

Innig bewegt und erfreut über den glücklichen Ausgang der Wertheimschen Angelegenheit, gebot Herr Wallberg, die Racketen, die noch übrig wären, steigen, und die Feuerräder sich mit den Fröschen herumwälzen zu lassen. Eilig schüttete Wilhelm das nöthige Pulver auf das Zündloch seiner Kanone, die er jetzt zur Verstärkung des Eindrucks, den das Feuerwerk auf die Zuschauer machte, abbrennen wollte. Martin war mit diesem beschäftigt, und dieß war die Ursache, warum er es kaum bemerkte, daß der eilfertige Wilhelm ihm das Pulverhorn aus der Hand nahm. Auch konnte er sich jetzt mit seiner Kanone nicht abgeben.

Schon liegt das Pulver auf dem Zündloche, und Wilhelm nähert sich mit der Ruthe, um es anzuzünden. Unglücklicher Weise fällt der brennende Zunder aus der Spalte, zwar aufs Pulver, aber mit der Seite, die nicht brannte. Wilhelm

lange, aber die Kanone will nicht losgehen. „Der Zunder muß ausgelöschet seyn," spricht er; „ich will noch ein wenig Pulver aufs Zündloch schütten, und dann ein neues Stückchen Schwamm anzünden." Er tritt hin zur Kanone, und läßt aus dem beschlagenen Horne etwas Pulver herauslaufen. Es fällt auf den brennenden Zunder, das Pulver im Horn fängt Feuer! Paf! Paf! O wehe! wehe! Wilhelms rechte Hand ist zerschmettert, sein Kopf und andere Theile des Körpers triefen von Blut, und der Unglückliche sinkt ohne Bewußtseyn zur Erde nieder.

Erschrocken eilt der Vater herbey; schreyt, im Innersten erschüttert, um Hülfe; bebend wankt die Mutter hinzu, bricht in ein Angstgeschrey aus, und fällt ohnmächtig auf den blutenden Sohn, der halb todt in krampfhaften Verzuckungen röchelt.

„O mein Bruder! o mein Bruder! o meine Mutter!" ruft Marianne, zitternd und in Thränen schwimmend; fällt nieder auf die Kniee neben ihrem unglücklichen Bruder und der bewußtseynlosen Mutter; ringt ihre Hände gen Himmel und fleht um Hülfe mit den alles sagenden Worten: „O Gott! o Gott! rette! rette!"

Nicht weniger erschüttert sprang Horstig und die übrige Gesellschaft zu dieser Trauerscene. Frau Wallberg erwachte aus der Ohnmacht, sank aber

gleich wieder in eine neue, und Horstig trug sie, fast leblos, in die Stube aufs Bett.

Eduard Wertheim und sein Vater übernahmen das Geschäft, den händeringenden Vater zu trösten, die Ohnmächtige aufzurichten und des unglücklichen Wilhelms zu pflegen. Horstig aber schwang sich auf ein Pferd und ritt im stärksten Galopp in den nächsten Flecken, wo ein sehr geschickter Wundarzt wohnte. In einer Stunde war er mit diesem wieder in dem Weingarten.

Frau Wallberg war indeß nach und nach zu sich gekommen. Starr und mit wildem Blick sah sie sich nach ihrem Sohne um, den man bedächtig ihrem Auge entzogen hatte. Wo ist er? wo ist er? lebt er noch? Ach Wilhelm! Wilhelm! führt mich zu ihm! laßt mich ihn sehen! so rief sie mit klagender Stimme. Der Wundarzt erschien. Der Edle vergoß Thränen und erzählte, daß er vor einigen Tagen einen geliebten Sohn an der rothen Ruhr verlohren habe, und daß seine kleine kranke Tochter schwerlich aufkommen werde. Dieß wirkte auf Frau Wallberg. „So sind wir beyde unglücklich!" sprach sie, und fing an bitterlich zu weinen.

Der Arzt tröstete Herrn Wallberg und sagte: Ihre Frau ist außer Gefahr! es ist mir geglückt, sie zum Weinen zu bringen; es ist zur Hälfte nicht mehr so gefährlich, da sie Thränen vergießen kann.

Wilhelm wurde verbunden; aber es war wenig Hoffnung zu seiner Genesung da. Geduldig lag der bemitleidete Knabe, fürchterlich vom Pulver, von den zersprengten Stücken des Hornes entstellt, und gab nur wenige Zeichen des Lebens von sich. Man mußte die Mutter zu ihm hinführen. Sie war nachher nicht mehr von seinem Bette zu bringen.

Um vier Uhr des folgenden Tages verschlimmerte sich der Zustand des Kranken um vieles. Schwach und seinem Ende nahe machte er mit seiner Hand eine Bewegung nach der Mutter. Sie verstand ihn. Leise ergriff sie die Hand; er drückte sie sanft, sah die betrübte Mutter mit einem milden, aber erlöschenden Blick an, und dann den ernsten betroffenen Vater, schlug die Augen nieder, und entschlummerte still und sanft wie ein Engel.

Die Mutter weinte und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, es weinte der gebeugte Vater, die arme Schwester, und weinend standen Horstig und der gefühlvolle Arzt, Eduard Wertheim und sein Vater; gerührt sahen sie vor sich nieder und — schwiegen. Das Gesinde, dem Wilhelm viele Gefälligkeit erwiesen hatte, schluchzte, und Franz stand in einem Winkel und verbarg sein nasses Gesicht in einem Tuche.

Mit Anbruch des Tages ward die geliebte Leiche nach Ruhenthal geführt. Die Nachricht von Wilhelms Tode brachte im ganzen Städtchen die

größte Wirkung hervor; alles bedauerte den unglücklichen Knaben, und viele Zähren der Liebe flossen um ihn. Groß und Klein drängte sich in die Wohnung des Herrn Wallberg, um Wilhelms entseelte Hülle zu sehen. Aufrichtige Klagen erfüllten das Gemach, in dem er lag. Aber besonders rührend war folgender Auftritt. Eine arme Frau, umringt von drey Kindern, drängte sich durch den Kreis der Umstehenden zur Leiche, faltete die Hände, sank auf ihre Kniee und brach in die Worte aus: Ach! du lieber himmlischer Vater! warum hast du nicht unsern Wohlthäter leben lassen! ach! hättest du doch mich an seiner Statt zu dir genommen! Er war noch so jung, und schon so fromm, so gut, und hat vielen Leuten geholfen und Freude gemacht. Kommt hierher, Kinder! kommt! seht, hier liegt er. Er wacht nicht wieder auf; er wird uns nicht mehr Brod und Bier und Geld bringen. Noch vor einigen Tagen hat er meinem Jakob ein Messer geschenkt. „Ich habe jetzt all' mein Geld ausgegeben," sagt er, „und kann dir nichts geben, als dieses Messer, es ist noch nicht viel gebraucht worden, und hat mir 10 Groschen gekostet. Nimm es hin und verkauf es; mache dir dann mit deiner Mutter und deinen Schwestern einen guten Tag." O Gott hab' ihn selig, den lieben jungen Herrn! Ich werd' ihn, so lang ich lebe, nicht vergessen, und meine Kinder werden ihn auch nicht vergessen. Ach! er hat ihnen so viel, unaussprechlich viel Gutes gethan!

Wohl jedem Verstorbenen, wenn solche Klagen ihm in sein Grab folgen! Sie sind der schönste Lohn der Redlichkeit, der Tugend!

Sehenswerth war das Leichenbegängniß des unglücklichen Wilhelms. Das ganze Städtchen wohnte demselben bey. Die blühende Jugend bestreute sein Grab mit Blumen, und pflanzte im folgenden Frühlinge eine Zypresse darauf. Seine Eltern aber errichteten ihm ein ganz einfaches Monument mit der Inschrift:

Wilhelm Wallberg ruhet hier;
Schon in seinem eilften Jahre verließ
sein Geist diese Erde.
Er war fromm und tugendhaft.
Trauernde Eltern weinen um ihn.

Oft sah man Eltern mit ihren Kindern ernsthaft zu diesem Grabmahle wandeln, und ihnen von dem Unglück und der Herzensgüte des jungen Wallbergs erzählen. Zuweilen fand man auf seiner bewachsenen Ruhestätte Kränze, die ihm gutgesinnte Kinder gewunden hatten.

Zehn Jahre verstrichen, ehe Frau Wallberg wieder in ihren Weingarten kam. Die Weinlese war für sie immer eine schmerzliche Erinnerung an den verlornen Sohn. Marianne hielt sie einigermaßen schadlos für den erlittenen Verlust. An=

hänglichkeit, Wohlthätigkeit, Bescheidenheit, Liebe und Dankbarkeit waren die Tugenden, durch welche die Tochter das verwundete Herz der Mutter wieder heilte, ihren Schmerz milderte, ihre Klagen stillte. Nach und nach kam der stille Friede in das Gemüth der Frau Wallberg wieder. „Ich habe viel in meinem Wilhelm verloren," sagte sie öfters, „aber Marianne ersetzt mir den Verlust; sie ist mein Stolz, meine Freude! und ich werde ja bald hingehen, zu meinem himmlischen Vater; da werde ich dich wieder sehn, lieber, lieber Wilhelm!" —

Der reuevolle Sohn.

„Aber auch den ganzen Tag müssen wir uns zwischen vier Wänden eingeklammert aufhalten, und dürfen unsern lieben Wilhelmsberg nur durch nasse Fenster betrachten. Hat es doch den ganzen Vormittag geregnet, nach dem Essen geregnet; und schon rieselt es wieder; gestern um diese Zeit, schien die Sonne noch so hell, und es war auch im Arbeitskämmerchen, wo es doch bald finster ist, noch so licht, daß ich den Brief an Adolph abschreiben konnte. Nun wirds immer dunkler und dunkler, und heute wird wohl aus dem Spatzierengehen nichts. Wenn das fatale Wetter nur den morgenden Tag uns nicht wieder verdirbt."

So sprach zu seiner freundlichen Mutter ihr Liebling Theobald, der mißmüthig am Fenster stand, von welchem die Tropfen herabflossen, die ein milder Regen an dasselbe geworfen hatte.

Zürne nicht mit dem Wetter, mein Sohn! erwiederte Frau Ruhberg! es schüttet Segen aller Art über Wiesen und Hügel, Wälder, Aecker und Gärten; und der Regen ist wohl viele Millionen werth. Uns ist er freylich nicht angenehm; wir müssen Stubenluft einathmen, und können uns des Genusses der Natur nicht freuen, können das Thal nicht besuchen, wo du so gerne herumwandelst, den Teich nicht sehen, wo du oft die Karpfen mit Semmel und Brod fütterst, uns nicht hinsetzen in die Geißblattlaube und dem wehmüthigen Gesange der Nachtigall zuhören, oder Geschichten erzählen von Alexander dem Großen, oder von Gumal und Lina, diesen liebenswürdigen Kindern. Aber ist uns denn der Tag ungenützt verflossen? hast du nicht Freuden genug an demselben empfunden? Hast du doch die Zeichnung fertig gemacht, die du schon lange anfingst. Du konntest heute längere Zeit ungestört daran arbeiten; deswegen sind dir auch die alten, schauerlichen Ruinen gut gerathen, besonders die hintern Pfeiler, die den Umsturz drohen. Auch die düstre Eule, die in einem zerfallenen Fenster eingezogen sitzt, ist nicht übel angebracht. Du bist ja vor Freude gesprungen, als du mit der Zeichnung fertig wurdest. Und hat dir die Geschichte des Prinzen Theodor, die ich dir vorgelesen habe, kein Vergnügen gemacht? Verging uns doch mehr als eine Stunde unter lehrreichen Gesprächen über ihn, seinen vernünftigen Vater und den verständigen Er-

zieher Rothe. Gewiß der heutige Tag verstrich uns nicht ungenützt, nicht freudenlos. Wir vergassen darüber das Wetter. Laß es immer regnen! Nach dem Regen folgt allezeit Sonnenschein, und die Natur steht dann gemeiniglich wie verjüngt da; alles scheint neues Leben, neue Kraft, neue Schönheit empfangen zu haben. Sieh' doch, gegen Süden klärt sich der Himmel auf; wie schön das Blau durch zertheilte Wolken blickt! Wir haben Grund, morgen besseres Wetter zu erwarten."

So die zärtliche Mutter des beruhigten Knaben. Dankbar ergriff er ihre Hand, streichelte sie und sprach: Hast Recht, liebe Mutter! hast Recht! auch regnerische Tage, sind gute Tage!

Wenn sie der Mensch gut anwendet, versetzte Frau Ruhberg. Und wenn Eltern thätige, dankbare und edelgesinnte Kinder um sich erblicken: dann vergessen sie die Stürme, die draussen wüthen, den Platzregen, der die Wiesen überschüttet und die Aecker durchwühlt, den Hagel, der die Früchte zerknickt und die Hoffnung einer reichlichen Ernde zerstört, die Blitze, die den Birnbaum zersplittern und die gefüllte Scheune anzünden. Gute Kinder ersetzen den Verlust, beruhigen das erschütterte Herz der sorgsamen Eltern, und sind ihnen Zeugen, daß der Himmel ihrer nicht vergessen habe.

Bist eine herzensgute Mutter! lispelte Theobald. Wenn ich dir nur recht sagen könnte, wie

lieb ich dich habe; wenn ich dir nur recht viele Freude machen könnte. Ach! Mutter, deine Augen sind naß! betrübt dich Theobald! weine nicht! weine nicht!

Aber der wehmuthsvollen Mutter rollten heiße Thränen von den gesunden, aber etwas bleichen Wangen herab. Inbrünstig drückte sie ihren Liebling an die pochende Brust mit den sinnvollen Worten: du bist gut, mein Kind! Theobald betrübt die Mutter nicht! er macht ihr die regnerischen Tage zu angenehmen Tagen! blieb er doch immer gut! würd' er doch, was sein Vater war! ach! Adolph wird es nicht!

„Wie verstehst du das, liebe Mutter? ist Adolph nicht dein Sohn, und ist er nicht mein Bruder? wenn er dein Sohn und mein Bruder ist, muß er wohl gut seyn und dir Freude machen; wir sind ihm ja auch gut, und lieben ihn herzlich, und das muß ihn wohl bewegen, uns wieder zu lieben; er muß ein guter Sohn seyn; denn nur gute Kinder kannst du lieben, wie du mir oft gesagt hast."

Aber Frau Ruhberg schwieg, und ihr Stillschweigen war von Bedeutung. Ein mütterlicher Ernst überzog ihr sanftes Angesicht; sie versank in stille Betrachtung; Theobald schmiegte sich fester an sie, blickte ihr unruhig ins thränenvolle Auge, und unschlüßig, ob er schweigen oder reden sollte, schien er nachzudenken über die Ursachen des Harms, der an dem gefühlvollen Herzen der Mutter nagte,

wie ein schädlicher Wurm an der zarten Wurzel der blühenden Pflanze.

Nach einigen Minuten unterbrach Frau Ruhberg das ernste Stillschweigen. „Hole mir doch den Brief, lieber Theobald! den du an deinen Bruder schriebst, und lies mir ihn vor;" sagte sie; und der Knabe hüpfte zu seinem Schränkchen, öffnete das Fach, welches für die Aufbewahrung erhaltener und selbstgeschriebener Briefe bestimmt war, eilte zur Mutter und las ihr mit deutlicher, einschmeichelnder Stimme vor, was er einen Tag zuvor, an Adolph geschrieben hatte:

Liebster Bruder Adolph!

Du bist doch gesund und vergnügt, und denkst wohl auch manches mahl an uns? Es vergeht kein Tag, daß ich nicht mit der Mutter von dir spreche. Ich weiß nicht, es freut mich immer gar sehr, wenn von dir die Rede ist, und Mütterchen freute sich auch darüber; ich hab's ihr oft deutlich angesehen. Aber seit einigen Wochen ist's nicht so, und ich weiß nicht, woran es liegt. Wenn ich zuweilen sage: was wird Adolph jetzt machen? vielleicht denkt er gerade an uns; ich möcht' bey ihm seyn, und ihm einmahl um den Hals fallen und ihm sagen, wie lieb er mir ist; wenn er uns doch bald einmahl besuchte, das gäbe ein Fest! wenn ich so etwas von dir sage, so wird Mutter still und ernsthaft, ja zuweilen greift sie nach dem Tuch

und wischt sich die Augen, und das thut mir allemahle weh, so weh, daß ich mich umwenden und weinen muß. Mutter wird deswegen so traurig, dacht' ich schon oft, weil Adolph nicht hier ist, sondern weit von ihr, weit! oder weil ihr dann der Vater einfällt, von dem sie mir schon einigemahle erzählt hat. Ich möcht' ihn doch gekannt haben, den lieben Vater! ach! das muß dir ein herzensguter Vater gewesen seyn! Du hast ihn ja gekannt, Adolph! er hatte dich so gern, sagt die Mutter, und ist oft mit dir spazieren gegangen, hat dich die Pflanzen kennen gelehrt, und Abends dir manches artige Geschichtchen erzählt. Ach! warum lebt er nicht mehr! Mutter will mich einmahl zum Hügel führen, unter welchem er liegt und schläft. Wenn du doch mitkommen könntest, zu diesem Hügel. Er soll schön grün bewachsen seyn, und eine Linde soll dabey stehen.

Wir leben recht ruhig. Komm doch bald zu uns; warst ja schon so lange nicht hier.

Die Kräutersammlung hab' ich dieses Jahr schon mehreremahle vom Staube gereinigt. Du hast mir lange nicht geschrieben, und auch der Mutter schreibst du nicht. Sie ist unruhig darüber. Gewiß glaubt sie, daß es dir nicht wohl gehe. Aber es geht dir doch wohl, nicht wahr, Adolph?

Schreib' uns doch bald, denn wir lesen deine Briefe sehr gern, und freuen uns, wenn der Post-

knecht in sein gelbes Horn bläßt; er bringt uns vielleicht auch etwas mit von unserm Adolph, sagen wir dann immer. Und wenn erst der Briefträger in die Stube tritt, da lassen wir alles stehen und liegen, und begucken die Aufschrift des Briefs und brechen ihn hastig auf, und Mutter giebt dem Ueberbringer mehr, als sie soll. Wir kennen seinen Gang schon sehr gut, und wissen's, daß er es ist, wenn er noch im Hofe trappt. Aber jetzt war er schon lange nicht bey uns. Mach' doch, Brüderchen! daß er bald kommt.

Tante ist etwas unpäßlich, man sagt sie werde es nicht lange machen. Sie wünscht dich zu sehen und mit dir noch einmahl in das schöne Gärtchen zu gehen, welches sie dir in ihrem Testamente vermachen will. Leb' wohl, lieber Adolph! leb' wohl, und vergiß nicht deines Bruders

Theobald.

Theobald fragte, ob er wohl den Brief jetzt zusiegeln und noch heute auf die Post schicken könnte? Die Mutter aber rieth ihm, damit zu verziehen, weil in einer Stunde die Post ankommen werde, und diese könnte ja etwas von Adolphen mitbringen; Theobalds Brief würde dann der mütterlichen Antwort beygelegt und übermorgen abgeschickt. Sie erinnerte ihn an das sechseckige Kästchen, welches er aus Pappe verfertigt, und nur noch mit marmorirtem Göttinger Papiere zu überziehen hatte.

Es ist wahr, sagte er, es wird jetzt die beste Zeit seyn, es ganz fertig zu machen. Wenn es mir gut geräth, und wir haben schönes Wetter, so lackire ich es und mache der Tante ein Geschenk damit; sie kann darin den Zucker oder den Thee aufbewahren, den sie jetzt so stark trinkt.

Und nun begab sich Theobald in sein Arbeitskämmerchen, kochte sich Kleister, schnitt und pappte. Frau Ruhberg aber dachte ihrem Schicksale und dem Schicksale ihres Sohnes, Adolph, nach, der auf einer fernen Schule sich zu einem Manne bilden sollte, der an Verstand und guter Gesinnung seinem Vater nichts nachgäbe, und im Alter die Stütze der sorgsamen Mutter sey. Ihre schönsten Tage hatte sie auf seine Erziehung verwendet, und vielen Verdruß, viele Mühseligkeiten geduldig ertragen, um nur alle möglichen Pflichten getreu zu erfüllen, die ihr als Mutter obzuliegen schienen.

Sorgfältig gepflegt, wuchs der geliebte Sohn heran, und war die Freude des Vaters, der Stolz der Mutter. Schon in seinen frühern Jahren offenbarte sich bey ihm ein reges Gefühl fürs Gute und Schöne, Anhänglichkeit an seine Eltern, und Empfänglichkeit für ihre Winke und Ermahnungen. Mit brüderlicher Liebe umfaßte er seinen viel jüngern Bruder Theobald, kroch und spielte in der Stube und im Garten mit dem zweyjährigen Knaben herum, trug ihn an den Teich und fütterte mit ihm Enten und Fische; ging mit ihm in den

Stall, und zeigte ihm die geschäckten Kühe, die weißen Kaninchen mit den rothen, glänzenden Augen, und in einer andern Abtheilung, den schnaubenden Schimmel und den schlanken Rappen.

Adolph hatte Kopf, aber er hatte auch ein gutes Herz, und dieses heißt mehr, als das glücklichste Talent. Aus diesem Grunde freuten sich seine Eltern sehr über ihn, hofften vieles von ihm, sahen entzückt der goldenen Zukunft entgegen, wo er als ein nützlicher Bürger des Staates seine Nebenmenschen weiser, besser und glücklicher machen sollte. Er hatte sein zwölftes Jahr erreicht, als die Vorsehung ihn zu einer vaterlosen Waise, und seine Mutter zu einer Wittwe machte.

Herr Ruhberg starb, und lange beweinte ihn seine Frau mit dem ältern Sohne; (Theobald war klein und fühlte den Verlust des redlichen Vaters nicht), lange betrauerten ihn seine Freunde, und viele, viele rechtschaffene Menschen; denn er war ein edler Mann. Adolph hatte ihm die Augen zugedrückt, und seine verblichenen Wangen mit den kindlichsten Zähren benetzt. Im Innersten erschüttert, sahen Mutter und Sohn in das kühle Grab, in welches der theure Leichnam gesenkt wurde. Jedes nahm einen kleinen Erdklos, warf ihn hinab auf den verschlagenen Sarg, und begleitete die hinab geworfene Erde mit den leisen Worten: ruhe sanft, lieber Gatte! ruhe sanft, lieber Vater!

Adolph hatte nach dem Leichenbegängnisse sich an die weinende Mutter gehängt, und ihr in der einsamen Kammer unter Thränen versprochen, zu werden, was der Vater war, geschickt und gut. Und dieses Gelübde wiederhohlte er ihr einigemahle an dem Grabe des Verewigten, wenn sie mit ihm am ersten August dahin wandelte, und die Ruhestätte des guten Gemahles mit Blumen bestreute.

Durch weise Sparsamkeit, Nachdenken und Thätigkeit hatten der biedere Ruhberg und seine häusliche Frau sich ein schönes Vermögen erworben, und diese war daher im Stande, auf die Erziehung ihrer zwey Kinder vieles zu verwenden, was ärmern Eltern nicht möglich ist. Gleich nach dem Tode ihres Gemahls sorgte sie für einen wackern Mann, der das schwere Geschäfte übernahm, ihren Adolph mit den nöthigsten Kenntnissen zu bereichern, sein Herz dem Guten immer geneigter, seinen Körper stärker und geschmeidiger, und sein Gefühl fürs Schöne, Schickliche und Anständige immer reger zu machen. Sie war von der Wichtigkeit und Beschwerlichkeit dieses Geschäftes überzeugt, daher behandelte sie den Erzieher ihres Sohnes mit ausgezeichneter Hochachtung, sah ihn als denjenigen an, dem sie ihr theuerstes Kleinod anvertraute, in dessen Hände sie ihr ganzes Glück legte; suchte ihm seine Lage, so viel als möglich, angenehm zu machen, und erleichterte ihm durch

ihre thätige Mitwirkung, ihre Gefälligkeit, Achtung und Dankbarkeit sein Geschäfte gar sehr.

Mit vereinigten Kräften arbeiteten Mutter und Erzieher an der Veredlung des immer heitern, folgsamen Knabens. Er gedieh, und beyde freuten sich über ihre gelungenen Bemühungen, wie sich ein Gärtner freut, wenn das geliebte Bäumchen, das er gepflanzt und immer sorgfältig gepflegt hat, aufsproßt, emporwächst, Knospen treibt, mit frischem Grün prangt, und liebliche Blüthen entfaltet. Mit jedem Tage stieg in der Seele der zärtlichen Mutter eine neue Hoffnung in Rücksicht ihres Sohnes auf.

Es näherte sich die Zeit, wo Adolph das väterliche Haus verlassen, und die höhere Schule zu Breitingen besuchen sollte. Sein Erzieher konnte ihn dahin nicht begleiten, weil er gerade um diese Zeit ein ehrenvolles Amt erhielt, und auch glaubte, Adolphs Grundsätze wären so beschaffen, daß man ihn wohl kühn ohne Führer auf das Gymnasium, welches gegen 50 Meilen entfernt lag, entlassen könnte. Letzteres geschah.

Adolph reiste, begleitet von den herzlichsten Segenswünschen, nach Breitingen, wo er an eine Familie gewiesen war, die in dem Rufe der Rechtschaffenheit stand. Immer treu den Grundsätzen, die ihm sein Erzieher und die gebildete Mutter, mehr durch Umgang und Beyspiel, als durch

Lehre beygebracht hatten, wandelte er ein ganzes Jahr auf dem Wege der Tugend, floh die Gesellschaft verdorbener Jünglinge, fand bloß an Zirkeln kenntnißreicher und edler Menschen Vergnügen, benutzte jede Gelegenheit, bey welcher er den Umfang seiner Kenntnisse und Einsichten erweitern konnte, und ward bald, was Fleiß und sittliche Aufführung betrifft, das Muster der studierenden Jugend in Breitingen. Die Achtung und Freundschaft der Lehrer und aller gutgesinnten Jünglinge war die Folge davon.

Voll der kindlichsten Liebe und Dankbarkeit waren die Briefe, die Adolph monatlich an seine Mutter schrieb, und die ihr viele selige Stunden gewährten. Was kann auch wohl für Eltern, die ihren Kindern mit der herzlichsten Liebe zugethan sind, erfreulicher seyn, was kann ihnen die Entfernung derselben mehr vergessen, und den Schmerz, der damit verbunden ist, erträglicher machen, als Briefe, worin das gutgeartete Kind offen und warm, ihnen seinen Zustand schildert, ihnen sagt, was es denkt und thut, was es leidet und worüber es sich freut! O wüßten es diejenigen Kinder, die von ihren Eltern entfernt leben, welche große Freude sie ihnen durch einen gutgeschriebenen Brief machen können, sie würden gewiß, wenn noch ein fühlendes, dankbares Herz in ihnen schlägt, ihren Eltern, denen sie ja alles, alles zu danken haben, recht oft diese Freude machen; sie würden die Stun=

den, in welchen ihr Geist zur Thätigkeit am aufgelegtesten ist, dazu benutzen, ihren lieben Eltern in einem herzlichen, sorgfältig niedergeschriebenen Briefe, Nachricht von ihrer Lage zu geben, und ihre Gesinnungen gegen sie auszudrücken. Ein Kind, das den Vater oder die Mutter, Monate lang auf solche Nachrichten warten, das die seltenen Briefe an sie, ohne Nachdenken, flüchtig niederschreiben kann; ach! ein solches Kind verräth kein gutes, dankbares Herz; ihm kann man seine Liebe nicht schenken, und in der Gesellschaft desselben ists einem nicht wohl; denn wen betrübt nicht der Anblick eines jungen Menschen, der sogar gegen seine größten Wohlthäter, ohne die er nicht wäre, nicht zufrieden und vergnügt leben könnte, so undankbar, so gleichgültig seyn kann?

Frau Ruhberg kannte keine größere Freude, als wenn ihr Adolph in seinen Briefen ein edles, gefühlvolles, dankbares Herz verrieth. Und dieß war ein ganzes Jahr hindurch der Fall. Allein nach diesem Jahre schien mit dem gutgearteten Sohne eine mächtige Veränderung vorgegangen zu seyn. Er schrieb seltener; es vergingen oft zwey Monate, und die sorgsame Mutter erhielt keine Nachricht von ihm; und wenn auch ein Brief von ihm ankam, so sah man es demselben an, daß er mit Flüchtigkeit niedergeschrieben worden sey. Es fehlte die Wärme, die Herzlichkeit, die in seinen frühern Briefen herrschte.

Frau Ruhberg sann hin und her, und konnte die Ursache dieser auffallenden Veränderung ihres Sohnes nicht ergründen. Ihr Herz wurde bald mit einer stillen Wehmuth, bald mit schmerzender Aengstlichkeit erfüllt, und ein betäubender Schrecken erschütterte ihr Innerstes, wenn sie daran dachte, ihr Liebling, ihr Sohn, ihr Adolph könnte in böse Gesellschaft gerathen, von schlechten Beyspielen hingerissen und verdorben worden seyn. Ein furchtbarer Gedanke für eine zärtliche Mutter, die ihr Kind liebt, und ihre ganze Hoffnung auf dasselbe baut!

Liebreich hatte sich Frau Ruhberg bey ihrem Sohne erkundigt, ob ihm etwas fehle, ob er Mangel leide, ob er mit Breitingen nicht zufrieden, ob er etwa nicht recht gesund sey, und warum er nicht öfter schreibe, und sie, deren Herz doch ganz an ihm hinge, oft Monate lang auf Nachrichten von ihm warten ließe? „Theurer Adolph! schrieb sie unter andern, öffne, o öffne mir dein Herz, öffne es deiner Mutter, die ihr ganzes Glück auf dich baut; laß mich nicht lange auf Antwort warten; sey offenherzig gegen mich, wie du es immer warst! Hast du dich eines Fehlers schuldig gemacht, so gestehe mir ihn; ich will ihn dir vergeben. O Sohn, wüßtest du, wie unruhig mein Herz, wie besorgt deine Mutter ist! könntest du die Thränen sehen, die sie oft im Stillen weint, um dich weint, lieber Adolph! Beruhige das Herz, trockne die

Thränen, und schreibe bald deiner dich liebenden Mutter.“

Adolph beantwortete diesen Brief mit sichtbarer Kälte, und verlangte Geld. Die Summe war groß, aber Frau Ruhberg schickte sie ihm. Ein Brief von einem alten Freunde ihres Mannes, an welchen Adolph empfohlen war, benachrichtigte sie, daß ihr Sohn bey weitem der fleißige und gute Jüngling nicht mehr wäre, der er vorher gewesen sey, und daß er starken Umgang mit jungen Leuten hätte, die nicht im besten Rufe ständen. Diese Nachricht war ein harter Schlag für das Herz der guten Mutter. Sie brach in Thränen aus, rang die Hände, und es vergingen einige Tage, bis sie sich etwas beruhigen konnte. In einem Briefe, den sie darauf an ihren Sohn schrieb, bat sie ihn um alles, was ihm heilig wäre, um das Andenken an seinen edlen Vater, um das Gelübde, das er an seinem Grabe gethan, um die heiligen Vorsätze, die er oft gefaßt hätte, zurückzukehren auf den Weg der Tugend und die Gesellschaft verdorbener Menschen zu fliehen. Drey Monate verflossen, und es kam keine Antwort auf diesen Brief. —

Die schmerzlichsten Gefühle durchwühlten die Brust der armen Mutter, und sie, die einst sehr gerne von Adolphen sprach, schwieg jetzt von ihm, und Thränen traten ihr ins Auge, wenn von ihm die Rede war. Darauf bezieht sich eine Stelle in Theobalds Briefe.

Theobald arbeitete eifrig an seinem sechseckigen Kästchen, und es gelang ihm so gut, als noch keine seiner Arbeiten. Wer etwas glücklich zu Stande bringt, freut sich darüber; dieß war auch bey unserm kleinen Papparbeiter der Fall. Einigemahl sprang er aus seinem Arbeitskämmerchen in die Stube zur Mutter, zeigte ihr, was er gemacht hatte, und fragte sie, ob es gut wäre, und ob es ihr gefiele? dann eilte er wieder in die Werkstatt zu seinem Schneidebret, und setzte sein Werk mit großem Eifer fort. Als es vollendet war, beguckte er es von allen Seiten, freute sich über das gelungene Kästchen und sagte bey sich selbst: Tante soll mir gewiß ein freundliches Gesicht machen, und mich auf die Schultern klopfen, wenn ich ihr ein so niedliches Kästchen bringe. Sie hat so etwas sehr gern, und kann sich über das geringste Geschenk, das ich ihr mache, recht herzlich freuen. Neulich bracht, ich ihr einige Vergißmeinnicht; nun, diese Blümchen wachsen ja überall, aber Tante hatte sie so freundlich aufgenommen, als hätte ich ihr einen Beutel voll Dukaten gebracht. Sie herzte und küßte mich, da ich ihr die erste von meinen aufgeblühten spanischen Wicken überreichte. Wart', liebste Tante! sollst bald etwas bessers kriegen. Gewiß wird sie mich vor Freude auf ihren Schooß nehmen und meine Wangen streicheln, und mich einen guten Neffen nennen, wenn ich vor sie hintrete und zu ihr sage: „liebe Tante, du bist mir gut, und ich

bin dir auch gut, und so sind wir uns beyde gut; du trinkst Thee, und ich trinke keinen; ich aber mache Pappsachen, und du keine; du brauchst Schachteln, worin du den Thee und den Zucker aufbewahren kannst, ich brauche dieses alles nicht; wenn ich mein Brod nicht essen kann, stecke ich es in meine Tasche, oder reiche es dem treuen Spitz, oder füttre damit Hühner und Enten; ein besondres Behältniß brauche ich nicht dazu; ich kann aber solche Behältnisse machen, und da du ihrer bedarfst, so hab' ich eines für dich verfertigt. Für mich? wird Tante dann lächelnd fragen, und ich werde antworten: für dich, liebste Tante! hier, hier ein sechseckiges Kästchen, gearbeitet von mittlerer Pappe, von aussen mit türckischem, und von innen mit blauem Papier überzogen; beydes hab' ich in dem Laden der Brüdergemeinde gekauft."

Als er so im Geiste mit sich redete, öffnete sich die neue Thüre des reinlichen Hofes; man hörte jemand kommen. Der Gang schien allen bekannt zu seyn. Gewiß ist's der Briefträger, sagte Theobald erfreut, und er hatte es errathen. Der gelbe Mann (so nannte man den Briefträger) trat ins Zimmer und überreichte der Frau Ruhberg einen Brief. „Ist er von Adolph, liebe Mutter?" fragte der entzückte Theobald.

Die Mutter aber schien durch getäuschte Erwartung erschüttert. Der Brief war nicht von

ihrem Sohne, sondern sie erkannte sogleich an der Ueberschrift die Hand des Freundes, der ihr schon einmahl unangenehme Nachrichten von ihrem Adolph mitgetheilt hatte. Zitternd erbrach sie das Siegel, ging zum Lichte und fing an zu lesen.

Gleich wie ein stiller, heitrer Tag öfters durch ein schauerlich heranrückendes Donnerwetter plötzlich verdunkelt und in Nacht verwandelt wird: so ward das Angesicht der Mutter, voll sanfter, schöner Züge, beym Lesen des Briefes verändert; eine quälende Angst, eine schmerzliche Unentschlossenheit, beunruhigende Zweifel, und eine wehmuthsvolle Düsterheit, verscheuchten das stille, ruhige, einnehmende Wesen der vortrefflichen Frau Ruhberg, bleichten ihre Wangen, erfüllten ihr Auge mit den heißesten Thränen, zerrissen ihr fühlendes Herz. Sie sank entkräftet auf das einfache Kanapee; ihr Theobald weinte und fragte, was ihr fehle, ob er helfen könne, ob er den Doktor, die Nachbaren rufen sollte? Frau Ruhberg erholte sich allmählich und winkte dem Kleinen, ruhig zu seyn. Folgendes war der Inhalt des Briefes, der sie so stark erschütterte.

Verehrteste Freundin!

„Ihr letzter Brief setzte mich und alle Ihre Freunde in die größte Verlegenheit, da Sie sich in demselben um Ihren Sohn, Adolph, und um die Ursache seines Stillschweigens gegen Sie er-

kundigen. Mit traurigem Herzen will ich Ihnen das Räthsel lösen. Fassen Sie sich, beste Freundin! zittern Sie nicht, denn das Loos, das Sie trifft, haben Sie sich nicht selbst zugezogen. Daß Ihr Sohn auf Abwege gerieth, ist nicht Ihre Schuld; Sie haben alles gethan, was die beste Mutter nur immer für ihr Kind thun kann. Daß dieses die Hoffnungen der Eltern oft vereitelt, hängt von mancherley Umständen ab. Darum seyn Sie getrost; Ihr Adolph betrübt Sie; aber nicht durch Ihre Schuld. Er hat Schulden gemacht, und, um sie zu tilgen, seine besten Sachen, selbst das in Gold gefaßte Portrait seines Vaters versetzt. Allein ein großer Theil der Gläubiger ist noch nicht befriedigt. Er selbst ist schon seit zwey Monaten nicht in Breitingen. Er verließ uns, ohne zu sagen, wohin er wolle. Alle, die sich für ihn intereßiren, glaubten, er sey zu Ihnen gereißt. Stellen Sie sich das Erstaunen vor, das uns alle ergriff, als wir durch Ihren letzten Brief eines andern belehrt wurden."

„Ich sehe voraus, daß diese traurige Nachricht Ihr gutes Herz stark erschüttern werde; aber verhehlen konnte ich ihnen die Sache nicht länger. Ueberlassen Sie sich nur nicht Ihrem Schmerze, beste Freundin! ich hoffe noch immer das Beste; Adolph kehrt gewiß zurück; denn sein Herz ist noch nicht ganz verdorben; nur böse Gesellschaft lockte ihn vom Wege der Tugend ab; aber er wird

ihn zuverläßig wieder betreten, wenn er unter bessere Menschen kommt. Dieses beruhige Sie, redliche Mutter. Ich zweifle nicht, daß Sie in Ihrem Herzen, und in dem Glauben an eine alles leitende Vorsehung, bey diesem unangenehmen Vorfalle des Trostes und der Beruhigung genug finden werden."

„Alle ihre Freunde in Breitingen werden es sich angelegen seyn lassen, den Aufenthalt Ihres verirrten Sohnes zu erforschen, und das Ihrige zu seiner Wiederkehr auf bessere Wege beyzutragen. Leben Sie bis dahin ruhig, verehrteste Freundin! dieß ist der sehnlichste Wunsch

Ihres

aufrichtigen

Siegfried Prätorius.

Ach! Adolph! Adolph! verirrter Sohn! seufzte die niedergeschlagene Mutter, während Theobald durch mancherley Liebkosungen sie aufrichten, erheitern wollte. Sie wurde ruhiger. Die Stimme ihres Gewissens rief ihr zu: du hast nichts versäumt, um deinen Sohn zu einem rechtschaffenen Menschen zu erziehen; es ist nicht deine Schuld, daß er auf diesen Abweg gerathen ist.

Die Religion war auch eine Quelle des Trostes, der Beruhigung für Frau Ruhberg. „Ich

überlasse mich der Leitung, dem Willen dessen, sagte sie zu sich, der alles zum Besten regiert; er hat mein und meines Sohnes Schicksal in seinen Händen; er wird es gewiß weise lenken.“ Es wurde in ihrem Innern stiller; die aufgeregten Gefühle verwandelten sich in sanfte, wehmüthige Empfindungen, und ihr Geist kam wieder zu jener Besonnenheit zurück, die sie nicht so leicht verlor.

Der Himmel heiterte sich; die Wolken verschwanden, und der holde Mond stieg freundlich hinter einem, mit Reben bepflanzten, Hügel empor; hell schimmerte der Abendstern, und die andern Millionen Sterne prangten am Firmamente, wie Edelgesteine an einem azurnen Geräthe. Da lächelte der unglücklichen Mutter Trost und Hoffnung entgegen, und das Bild des heitern Himmels nach einem regnerischen Tage, prägte sich tief in ihre Seele. Der kommende Tag war der Begräbnißtag ihres edlen Gemahles. Alle Jahre hatte sie an demselben die Ruhestätte des Entschlafenen besucht. Dieses wollte sie auch jetzt nicht unterlassen. Theobald sollte Theil nehmen an der Wallfahrt, und er legte sich daher etwas früher zu Bette.

Der folgende Morgen war schön. Sanft überzog den östlichen Himmel eine liebliche Morgenröthe; die ganze Natur stand majestätisch in ihrer vollen Herrlichkeit da; eine tiefe Stille schwebte

über den Fluren, Thälern und Hügeln; alles verkündigte den anmuthigsten Tag; man hätte hinfallen mögen und anbeten den, der alles so schön gemacht hat. Da weckte Frau Ruhberg ihren Theobald, und wandelte mit ihm ernst dem Gottesakker zu.

Eine feyerliche Stille herrschte über den Gräbern der Entschlummerten, und ein heiliger Schauer durchdrang das Herz Theobald's und seiner in sich versenkten Mutter. Langsam, leise und stumm näherten sie sich der Linde, die sich auf dem Grabeshügel des braven Ruhberg schön empor hob.

Theobald war noch nie auf dem Gottesacker gewesen. Empfindungen ganz eigner Art bemächtigten sich seiner Seele, als er jetzt auf diesen Ruheplatz vieler Rechtschaffenen gelangte, und seine Mutter ihm zuflüsterte: alle, die unter diesen Hügeln schlafen, lebten, wie wir; freuten sich, wie wir; trauerten, wie wir; liebten einander, wie wir; sie sind nicht mehr, und einst werden auch wir nicht seyn; aber die Handlungen, die edlen Thaten der Verstorbenen leben immer fort; der Sohn, der Enkel und Urenkel genießen das Gute, das ihre Eltern und Großeltern hinterließen, und segnen ihre Asche. Wenn wir gut sind, lieber Theobald! so suchen wir andere auch gut und auf diese Art glücklich zu machen, und diese wirken wieder auf andere; so geht es immer fort, und

wir sind die Ursache davon. Sind wir auch todt, so kann man doch noch immer von uns sagen, daß wir in unsern guten Thaten allezeit fortleben, wenn man auch unsern Namen nicht nennt. Auf diesen kommt es nicht an, es ist uns nur darum zu thun, das Gute zu befördern; geschieht dieses, so kann es uns sehr gleichgültig seyn, ob wir dafür belohnt und gelobt werden, und ob unser Name lange nach unserm Tode genannt wird.

Dieses war ohngefähr der Inhalt der Rede, womit Frau Ruhberg ihren Sohn unterhielt, und die er durch öftere Fragen unterbrach. Endlich waren sie dem Grabe seines Vaters ganz nahe gekommen. Von ferne schien es ihnen, als habe sich jemand von demselben fortgeschlichen. Frau Ruhberg hielt diese Erscheinung für ein Blendwerk der aufgeregten Einbildungskraft.

Jetzt langten sie bey der Linde an. Die gerührte Mutter ergriff die Hand ihres Theobalds, stand still und sagte: sieh', mein Kind, das ist die Ruhestätte deines rechtschaffenen Vaters.

Theobalden traten Thränen ins Auge, es weinte die Mutter, und weinend umschlang sie den guten Knaben, ihren einzigen Sohn; denn Adolph war ja der Tugend und also auch seiner Mutter untreu und fremd geworden.

„Ach! dein Vater, lieber Sohn! war ein edler Mann, ein sorgsamer Vater!" stammelte bewegt

Frau Ruhberg. Fester klammerte sich Theobald an sie, verbarg sein benetztes Gesicht an ihre pochende Brust, und sagte leise, in gebrochnen Worten: liebe Mutter, ich will auch gut werden, wie der Vater; will dich nicht betrüben; sondern fleißig, folgsam und so seyn, wie du willst.

„O daß du dein Versprechen erfülltest!" erwiederte wehmüthig die Mutter; „aber man verspricht oft viel, und hält wenig."

Theobald. Gewiß ich will gut seyn, liebste Mutter! zweifle nicht.

Fr. Ruhberg. Bedenke, was du versprichst, und erinnere dich oft an dein Versprechen. Du thust es an dem Grabe eines sehr rechtschaffenen Mannes, an dem Grabe deines Vaters, unter den Augen Gottes, an den Gräbern vieler edlen Menschen, bey der Linde, welche die Dankbarkeit den Verdiensten deines Vaters setzte. Nichts höheres kannst du geloben, als was du eben angelobet hast, nämlich gut zu seyn, wie dein Vater es war. Du, der du alles regierst, laß meinen Sohn, meinen Theobald dem Gelübde treu bleiben, mache mich dadurch zu einer glücklichen Mutter!

Einige Minuten standen Mutter und Kind am Grabe, ohne Ein Wort zu sprechen; heiße Zähren flossen von den Wangen beyder, süße Hoffnungen wachten in dem Gemüthe der Mutter, und heilige Vorsätze in der Seele des Sohnes auf. „Willst

du, liebe Mutter," — sagte dieser — „daß ich hingehe auf die Wiese, welche gleich hinter dem Gottesacker liegt, und dort einige Blümchen pflücke, um damit das Grab des guten Vaters zu bestreuen?"

Fr. Ruhberg. Es ist mir lieb, daß du auf diesen Gedanken kommst. Gehe immer hin, lieber Sohn! und lies einige Primeln, Veilchen und andere Blumen zusammen. Es freuet sich allezeit mein Herz, wenn ich den Hügel unter welchem ein Rechtschaffener ruht, mit Blumen bestreut erblicke.

Theobald ging; die Mutter aber überließ sich unterdessen ihren Empfindungen. Die Rückerinnerung an die Freuden, die sie mit ihrem Gemahle genossen hatte, stimmten ihr Gemüth zur Wehmuth, und der Gedanke an Adolphs Aufführung erhöhten dieselben; schmerzliche Gefühle durchwühlten ihre Brust, und die Mutterliebe erwachte in ihrer ganzen Kraft. Sie sank hin auf das Grab, faltete die Hände, und tief aus ihrer Seele floß folgendes Gebet: „Du nahmst ihn mir, o Schöpfer! den liebevollen, treuen, redlichen Gatten, und trübtest dadurch Herz und Auge; aber ich tröstete mich; denn du ließest mir ja zwey Kinder, in welchen der Vater wieder aufleben sollte. An dieser Stelle gelobte Adolph ihm ähnlich zu werden, gut, rechtschaffen zu werden. Ach! meine süßen Hoffnungen sind vereitelt! Adolph hat sein Versprechen gebro=

chen; er ist der Tugend untreu geworden.” (Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.)

(Nach einer Pause.) „Wenn er aber doch nicht ganz von dem Wege der Tugend gewichen, wenn noch in ihm ein Funken von Güte, von Dankbarkeit und Elternliebe wäre! O Gott! wenn dieses doch wäre! wie getröstet würde ich dann seyn. Schließen möcht' ich ihn in meine mütterlichen Arme, ihn drücken an das volle Herz, und ihm sagen: Adolph! ich vergebe dir!” —

„Vergieb mir, Mutter! vergieb mir!”

Mit diesen Worten, voll Ausdruck, stürzte ein wohlgebildeter Jüngling aus dem grünen Gebüsche, welches an das Grab des seligen Ruhberg grenzte, in die Arme der erschreckten Betenden. „Vergieb mir!” wiederholte er einmahl, und noch einmahl. Thränen, aufrichtige Thränen rollten ihm von den Wangen herab, und Frau Ruhberg stammelte, halb ohnmächtig vor Freude: o mein Sohn! mein Adolph! — — ich — vergebe dir!

Schildern läßt es sich nicht, wie lebhaft sich Freude, Furcht und Hoffnung auf dem Angesichte der Mutter, und wie deutlich sich Reue, aufrichtige Reue, auf dem Antlitze des, noch nicht ganz verdorbenen, Jünglings ausdrückte!

Mit Blumen mancherley Art kam Theobald herbey geeilt, und sank seinem reuevollen Bruder freudenvoll an die Brust. Dieser öffnete sein Herz

der besänftigten Mutter, gestand offenherzig seine Fehler, bat um Vergebung, und erhielt sie. Seine Wanderung und die Schicksale, die er auf derselben erfahren hatte, versprach er im väterlichen Hause zu erzählen.

Man bestreute mit Blumen das Grab, und that neue, feyerliche Gelübde; besonders versprach Adolph, zurückzukehren auf den bessern Pfad, dem Guten nachzustreben, und sich dergleichen Vergehungen nie mehr zu Schulden kommen zu lassen.

Frau Ruhberg vergab dem reuevollen Sohne, dankte Gott für die unerwartete Freude, und segnete den neuen Tag.

Theobald gerieth nie auf die Abwege seines Bruders.

Und Adolph — hat Wort gehalten.

Vater Ehrenhold und seine Kinder.

Vater Ehrenhold lebte unter seinen vier Kindern so glücklich, als wohl selten ein Kaiser unter seinen Hofleuten, die seine Winke und Befehle mit grosser Schnelligkeit und Pünktlichkeit vollziehen, und ihm in allem zu Gefallen leben.

Ehrenhold liebte seine Kinder vernünftig, und die Kinder waren gut und liebten ihn wieder. Was sie ihm an den Augen ansahen, thaten sie; und es war nur ein kleiner Wink von ihm nöthig, um sie zu dieser oder jener guten That zu bewegen, oder von einem Fehler abzuhalten.

Ehrenhold glaubte für das körperliche und geistige Wohl seiner Kinder nicht besser sorgen zu können, als wenn er sie frühzeitig an Arbeitsamkeit, an beständige Thätigkeit gewöhnte. „Müssiggang ist aller Laster Anfang," sagte er oft, und suchte mit väterlicher Sorgfalt diese Quelle vieles Uebels allezeit verstopft zu erhalten. Nie litt er es, daß eines seiner Kinder unbeschäftigt eine Minute verdarb; ihr Geist oder ihr Körper mußte in immerwährender Thätigkeit seyn. Er selbst ging

ihnen mit dem besten Beyspiele vor, und die muntern Knaben waren so sehr an Geschäftigkeit gewöhnt, daß für sie nichts peinlicher war, als einige Minuten ohne alle Geschäfte zubringen zu müssen.

Indessen spannte Vater Ehrenhold seine Kinder in kein drückendes Joch, sondern sorgte liebreich für angenehme Erholung, die aber immer zugleich, entweder den Körper oder den Geist in Thätigkeit erhalten mußte. Mancherley unschuldige Freuden wußte er ihnen zu bereiten. Bald bestieg er mit ihnen einen anmuthigen Hügel, und man labte sich dann an den köstlichen Aussichten; bald führte er sie zu einem murmelnden Bache, den sie überspringen mußten, bald an einen schönen Teich, wo sie lustige Fische fütterten; zuweilen machte er mit ihnen eine kleine Wanderung in eines der benachbarten Dörfer, besuchte da die Hütten arbeitsamer und braver Landleute, ließ wohl auch manchesmahl eine Schüssel gute Milch auftragen, und sie schmeckte immer besser als eine Tasse Kaffee oder Chokolade.

Wenn die Wiesen mit einem bunten Blumenkleide geziert waren, eilte Vater Ehrenhold täglich eine Stunde mit seinen Kindern in den Schooß der blühenden Natur, um ihre Reichthümer zu bewundern, und die lernbegierigen Knaben die vielen Pflanzen, die in der Gegend herum wuchsen, kennen zu lehren, und sie auf ihren Nutzen oder ihre Schädlichkeit aufmerksam zu machen. Oft vergnügten

unschuldige Spiele ihre jugendliche Seele, und der Vater selbst nahm dann und wann herzlichen Antheil daran. Im Räthselauflösen hatten es die Knaben sehr weit gebracht; denn es verging fast kein einziger Tag, an welchem sie darin nicht wären geübt worden.

Aber für nichts waren Ehrenholds Kinder mehr eingenommen, nichts wünschten sie sehnlicher, und über nichts freuten sie sich so sehr, als wenn der freundliche Vater sie bey der Hand nahm, mit ihnen einen kleinen, nahen Hügel bestieg, sich mit ihnen unter eine dicke Eiche setzte, und ihnen Geschichten erzählte. Nach vollbrachten Tagesarbeiten sprangen sie gewöhnlich zu ihm hin, umhalsten ihn, und ihr freundlicher, lächelnder Blick drückte ihre Wünsche deutlich genug aus. Wollte der Vater sie nicht verstehen, so sagten sie bescheiden: lieber Vater! möchtest du uns doch heute wieder etwas erzählen? Und Ehrenhold erfüllte dann beynahe allezeit ihren Wunsch; nur wenn ihn zu viele Geschäfte und Sorgen drückten, oder wenn die Kinder am Tage nicht gut genug waren, wurde des Abends nichts erzählt.

Ehrenhold richtete durch seine Erzählungen viel aus; die Kinder wurden dadurch nicht nur angenehm unterhalten; sondern sie lernten auch manches bey dieser Gelegenheit, und, was noch mehr ist, ihr Herz wurde dadurch immer mehr und mehr veredelt; sie gewöhnten sich das Laster zu verab-

scheuen und zu fliehen; der Tugend aber ihren Beyfall zu schenken und ihr nachzustreben. Auch nahmen sie warmen Antheil an den Schicksalen der Personen, von welchen erzählt wurde, und viele Thränen flossen den Unglücklichen, deren trauriges Loos ihnen der Vater schilderte.

Viele Eltern in der Stadt, wo Ehrenhold wohnte, wußten nicht, wie sie ihre Kinder, besonders in den Winterabenden beschäftigen sollten. Die Langeweile war in ihren Häusern einheimisch geworden, und da sie ein gar übler, lästiger Gast seyn soll: so suchte man ihrer los zu werden. Es wurden daher den Kindern die wildesten Spiele gestattet, wobey sie an Gesundheit des Leibes und Geistes mehr verloren, als gewannen; man kaufte ihnen Schachteln, die mit allerhand Zuckerbackwerk von der verschiedensten Form gefüllt waren, und womit sich die Kinder die Zeit vertreiben sollten.

Das war ein gar unnützer und auch schädlicher Zeitvertreib; denn was that man dabey? Man packte die Schachteln aus, und stellte die gebackenen Soldaten in Ordnung. Der Appetit darnach wurde immer heftiger. Nun lieferte man eine Schlacht, und ging mit den süßen Kriegern gar unbarmherzig um. Dem einen wurde der Hals gebrochen, dem andern die Hand abgeschlagen; dem dritten wurden die Beine abgehauen, und der vierte hatte gar das Unglück, geviertheilt zu werden.

„Laßt uns Menschenfresser seyn,“ sagte Cajus; und Bileam, Ruppert und Ypsilon griffen hurtig zu; der Schmaus begann, und kaum versah man sichs, so waren die gefallenen und verwundeten Soldaten aufgezehrt. In kurzer Zeit war das ganze Regiment aufgerieben, und auch kein einziger Mann entkam, der dem Fürsten diese traurige Bothschaft hätte überbringen können.

So ging es auch mit den übrigen Schachteln; die gebackenen Thiere, welche sich darin befanden, wurden allmählig geschlachtet und, versteht sich, ganz aufgezehrt. Ja selbst das von Zuckerteig verfertigte Tisch- und Küchengeräthe hatte kein besseres Loos. Bileam hatte von einem gewaltigen Fresser erzählen hören, daß er eine derbe Portion Fleisch und Zugemüse samt der irdenen Schüssel verschluckt habe, und er gerieth auf den Einfall: man sollte es doch versuchen, ob man etwa nicht auch so etwas zu Stande bringen könnte.

„Bravo, Bileam! Bravo!“ riefen seine Kameraden; „wer hätte in dir diesen witzigen Einfall gesucht! Dir gebührt mit Recht der erste Versuch.“

Nun, so will ich es denn wagen, versetzte lachend Vetter Bileam, nahm die schön angestrichene Ofengabel, hob damit den größten Topf von dem Herde, und rief: merkt auf, Kameraden! der Topf muß samt der Ofengabel hinunter! und nun vollbrachte er sein Meisterstück mit großem

Glück; alle klatschten ihm Beyfall zu, folgten seinem Beyspiele und gaben ihrem Muster nichts nach.

Aber die verschlungenen Soldaten schienen im Magen wieder lebendig zu werden, und das Küchengeschirr, Ofengabeln, Teller, Schüsseln, Spieße u. dg. m. sich aus dem Wege räumen zu wollen. Die Menschenfresser bekamen Uebelkeiten, und mußten Laxanzen einnehmen, um ihren Magen zu reinigen; es schmeckte ihnen kein Essen; sie wurden mißmüthig, mußten Tagelang das Bett hüten, und sie bedauerten recht sehr die angestellten Schmausereyen.

Wenige Eltern gab es in der ganzen Stadt, die ihre Kinder in den Winterabenden auf eine bessere Art zu beschäftigen wußten. Einige waren sogar so unvorsichtig und gaben ihren Kindern Spielkarten in die Hände, weckten dadurch bey ihnen einen Hang zum Spiel, und legten dadurch den Grund zu ihrem nachherigen Verderben.

Ganz anders griff es Vater Ehrenhold mit seinen Kindern an. Für Leckereyen und andere unnütze und oft schädliche Sachen gab er keinen Heller aus. Wenn viele Eltern auf verzuckerte Mandelkerne, Biscuit, Feigen, Marzipan und dergleichen Magengifte mehr, vier, fünf Thaler verwendeten: so kaufte Ehrenhold für einen Gulden ein schönes Buch, erzählte, was er darin gelesen hatte, las es wohl manchmahl laut vor, oder ließ

es von seinem ältesten Sohne, Alexander, vorlesen; denn hierzu war dieser sehr geschickt, und er war es theils durch Uebung, theils dadurch geworden, daß die Natur ihm geschmeidige Sprechwerkzeuge verliehen hatte.

An einem Wintertage war alles in dem Ehrenholdschen Hause mit schweren Arbeiten überhäuft; der Vater saß fast den ganzen Tag im Comptoir, und verrichtete ein mühevolles und unangenehmes Geschäft. Er zog nämlich aus den weitläuftigen Handelsbüchern die Schulden aus, die er weit und breit zu fordern hatte. Seine Kinder waren nicht weniger thätig; sie hatten schwere Schularbeiten auf, und dieß verursachte gewaltiges Kopfbrechen. Aber der Abend, wo jedes seine Geschäfte geendigt hatte, that ihnen auch dann um so mehr wohl. Man nahm ein einfaches Nachtmahl zu sich, und der süße Schlaf verkleinerte gleich nach dem Essen die Augen der Tischgesellschaft. Daß es nicht gesund sey, wenn man mit vollem Magen einschlafe, wußte jedes, und daher gab man sich Mühe, wach zu bleiben. Aber vergebens! die Augenlieder senkten sich stark und immer stärker, der Vater lächelte und sagte: „treibt den Somnus *) weg, lieben Kinder! er kommt noch zu früh!"

---

*) Somnus hieß bey den Römern der Gott des Schlafs.

Ja, wenn du uns etwas erzähltest, lieber Vater! dann schliefen wir vielleicht nicht ein, sprach Wilhelm, der kleinste von Ehrenholds Söhnen.

Alexander. Ach ja, guter Vater! du könntest uns eine hübsche Geschichte erzählen; dann blieben wir gewiß wach.

Vater. Wenn mir nur eine in den Sinn käme. Soll es denn eine traurige oder lustige Geschichte seyn?

Alle. Eine lustige! eine lustige!

Alexander. Wir haben heute einen sauern Tag gehabt, und jetzt möchten wir wohl gern ein wenig lachen; das Lachen bringt ja, wie man sagt, das Blut in Bewegung, und dieß ist für die Gesundheit von großem Nutzen.

Vater. Ey! sieh' mir einmahl den Philosophen. Nun, weil ihr denn heute also lachen wollt, so will ich euch ein paar spaßhafte Geschichten erzählen.

Alle. Ach! ach! (man klatscht frohlockend in die Hände und drängt sich zum Vater.)

Vater Ehrenhold lächelte und begann folgendermaßen:

Ich will euch heute erzählen von — —

Wilhelm. Von dem Taubenhäuschen?

Vater. Nichts vom Taubenhäuschen.

Theodor. Von den Schildbürgern?

Vater. Auch nicht.

Niklas. Von dem bösen Müller?

Vater. Verfehlt.

Alexander. Gewiß von Kartusch?

Vater. Keiner hat es errathen. Ich will euch erzählen von einer tollkühnen

Bärenjagd.

Es war einmahl eine Zeit, wo die meisten Gegenden, die wir jetzt angebaut und blühend erblicken, finstre Waldungen waren, in denen reissende Thiere, z. B. Wölfe und Bären hausten, die den Aufenthalt für Menschen unsicher machten. Oft traten sie, getrieben vom Hunger, Reisen in die umliegenden Dörfer an, erbrachen Ställe, zerrissen das Vieh, das sich in denselben befand, und fielen selbst Menschen in ihren Wohnungen an. Das waren denn freylich verhaßte Gäste. Um ihrer los zu werden, war es jedermann erlaubt, gegen sie zu Felde zu ziehn, und erlegte man einen, so erhielt man von der Obrigkeit eine bestimmte Summe, welche unter dem Namen Schußgeld auch noch heutzutage in vielen Ländern demjenigen gezahlt wird, der z. B. einen Wolf, Luchs oder Bären erlegt.

Auch war es gewöhnlich, daß der Jäger, der einen Wolf oder einen Bären getödtet hatte, ihm die Haut abzog, mit derselben weit und breit herumzog, und sich Geld damit verdiente. Denn

Groß und Klein lief zusammen, wenn er mit der Haut des bösen Thieres in einem Dorfe, oder in einer Stadt ankam; alles freute sich über den Tod desselben, und der Jäger wurde für die glückliche Erlegung des Raubthieres mit Geschenken überhäuft.

In einem kleinen Dorfe, welches in einer gebirgigen Gegend lag, in der sich viele Bären aufhielten, wohnte ein ehrlicher Bauer, Namens Marx. Er hatte einen aufgeweckten Knaben, der ihm viele Freude machte. Jürgen — so hieß er — war immer munter, und zeigte viel Kopf, besaß viel Mutterwitz und Körperstärke, und zeigte allenthalben großen Muth. Schon in seinem zehnten Jahre konnte ihn sein Vater mit sich in den Wald nehmen, und mit ihm Tagelang die dichtesten Dickichte durchstreichen, durch den tiefsten Schnee auf den Bergen herumwaten, und, wenn er einem heulenden Wolfe eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte, das gefallene Thier, von Jürgen unterstützt, nach Hause schleppen.

Marx war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und mancher Petz *) fiel von seiner Hand. Wenn ein wüthendes Raubthier sich den umliegenden Dörfern näherte, und die Heerden beunruhigte, so nahm man allezeit zu Marxen seine Zuflucht; dieser konnte ihm am besten beykommen, und selten entging es dann dem Tode. Freylich

*) Name des Bären im gemeinen Leben.

wagte er immer sein Leben dran, und zu wiederholtenmahlen war er der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt, es zu verlieren. So kletterte er einmahl aus einem finstern Thale einen steilen Berg hinan; fast bey jedem Tritte glitt er aus. Mit der größten Anstrengung hatte er den Berg zur Hälfte erstiegen; er stand an einem lockern Strauche stille, schöpfte Athem und sammelte neue Kräfte. Aber welch ein Anblick! da er seine Augen vorwärts richtete. Ein brummender Bär mit einer blutigen Schnautze kam gerade auf ihn los, und war nicht weiter als zwanzig Schritte von ihm entfernt. Statt zu beben und Reißaus zu nehmen, ergriff Marx seine Büchse, legte an, und drückte los; paff! — da purzelte Petz herunter, mit den Vordertatzen gerade auf die Schultern des unerschrockenen Jägers. Dieser, von der Last des Bären zu Boden gedrückt, rollte mit demselben bis ins Thal hinab. Ein Glück war es, daß die Kugel gerade das Herz getroffen hatte, und das wüthende Thier daher keine Kräfte übrig behielt, sich an dem Urheber seines Todes zu rächen, und eben so großes Glück war es, daß er beym Falle auf dem Bären lag, weil er sonst von demselben zerdrückt worden wäre. Er kam mit unbedeutenden Wunden davon.

Da Marx sehr oft plötzlich zur Hülfe gegen wilde Thiere gerufen wurde: so hielt er für solche Fälle immer geladenes Gewehr in Bereitschaft. Sein Sohn (ein Knabe von eilf Jahren) fand an

der Jagd ein eben so großes Behagen als sein Vater, und es ärgerte ihn nur, daß er noch so jung sey, und daher nicht die Erlaubniß erhalten könne, manchmahl mit der Flinte im Walde herumstreichen, und, wenn's Glück wohl wollte, einen Wolf oder gar einen Bären erlegen zu dürfen. „Ich weiß doch wahrhaftig nicht," sagte er oft, „warum man mir kein geladenes Gewehr in die Hände geben will. Kann ich etwa den Hahn noch nicht aufziehen? nun, da kennt man mich gar schlecht! oder kann ich ihn nicht losdrücken? das ist kinderleicht; oder glaubt man vielleicht, daß ich nicht recht zielen, und das Thier verfehlen möchte? ja gehorsamer Diener! verfehlen! — Knall und Fall müßte eins seyn! fallen müßt' er der Wolf, oder der Bär, und wenn er auch sechs Dutzend Schritte von mir entfernt wäre!"

An einem Sonnabende kam Jürgen mit Kasper, des Nachbars Sohne, zusammen, und ließ sich mit ihm in folgendes Gespräch ein.

Jürgen. Hast du das Thier gesehen, das mein Vater gestern schoß?

Kasper. Ja freylich hab' ichs gesehen. Ein gar schreckliches Thier!

Jürgen. Das muß eine Freude seyn, wenn man so etwas niederschießen kann.

Kasper. 's ist aber auch nichts Leichtes!

Jürgen. Hm! glaubst du denn, daß es so gar schwer sey?

Kasper. Ey ja! ich glaub's.

Jürgen. Ist denn ein Vogel leichter zu schießen?

Kasper. Das versteht sich.

Jürgen. Du irrst dich, Kamerad! ein Vogel ist wohl etliche hundertmahle kleiner als ein Bär; man kann ihn daher um desto leichter verfehlen. Aber der Bär, wenn er so hübsch die Seite gegen die Flinte dreht, ha! das müßte mir ein gar miserabler Schütze seyn, der ihn dann nicht kalt machte. Glaub' mir, er ist viel leichter nieder zu schmettern, als ein Vogel.

Kasper. Das glaube, wer da will, ich glaub's nicht. Wenn man den Vogel verfehlt, so fliegt er auf und davon; aber verfehlt man den Bären, oder trifft man ihn nicht gerade ins Herz oder in den Kopf, ja da schlage man nur gleich ein Kreutz und bereite sich zum Tode vor. Dein Vater selbst hat neulich erzählt, daß schon mancher Jäger erdrosselt worden und elendiglich um sein Leben gekommen sey.

Jürgen. Je! deswegen muß man den Muth nicht gleich sinken lassen. Sieh', so klein wir auch sind, so traue ich mir doch zu, mit dir eine Bärenjagd zu unternehmen. Gelt du hättest Lust dazu?

Kasper. Eine Bärenjagd ist freylich keine Kleinigkeit, indessen, wenn's drauf ankäme, so ging ich wohl mit.

Jürgen. Denk' dir nur, Kasper, was das für eine Freude seyn müßte, wenn das brummende Thier daher geschlichen käme, und ich dann die Flinte anlegte, den Brummer gut aufs Korn nähme und — ha Kasper! das wäre eine Lust! — ihm eine Kugel durch den Leib jagte. Meynst du denn, daß unsre Eltern darüber nicht frohlocken würden? und in der ganzen Gegend hieße es dann: Kasper und Jürgen haben einen Bären erlegt.

Kasper. Wahrhaftig, du machst mir große Lust zu einer Bärenjagd.

Jürgen. Du würdest sie also mitmachen?

Kasper. Gewiß!

Jürgen. Gieb mir deine Hand, Kasper! — Nun will ich dir sagen, was wir thun. — Mein Vater hat, wie du weißt, immer einige geladene Flinten in Bereitschaft; sein bester Stutzer ist jetzt auch geladen. —

Kasper. Aber, Jürgen! wie kömmst du denn auf diesen Gedanken. Du wirst doch nicht eine von deines Vaters Flinten nehmen wollen; dieß würde ihn gewiß sehr aufbringen und dir — Schläge zuziehen.

Jürgen. Es ist wohl wahr, daß er es nicht leiden kann, wenn ich ein geladenes Gewehr in die Hand nehme; aber ich glaube doch, daß er mir's verzeiht, wenn ich nur einmahl eine Probe mache. Und ich glaube immer, wir kommen mit einem Bären zurück. Meynst du denn, daß er dann noch zürnen werde?

Kasper. Das glaub' ich nicht. Aber was sollen wir nun thun?

Jürgen. Was wir thun sollen? weißt du denn nicht, daß morgen Sonntag ist? Mein Vater und meine Mutter gehen gewiß in die Kirche, und deine Eltern thun das nämliche. Wir aber bleiben zu Hause; ich nehme den geladenen Stutzer, und dann wandern wir in den Wald. Ha! schon hör' ich, wie ein zottiger Bär uns entgegen brummt; schon seh' ich ihn, wie er, durchbohrt von der tüchtigen Kugel, ausgestreckt auf der Erde liegt. Lieber Kasper! das wird dir ein allerliebster Spaß werden!

Kasper. Gewiß, lieber Jürgen! ein allerliebster Spaß! Es bleibt also dabey, daß wir morgen unter der Kirche auf die Bärenjagd gehen?

Jürgen. Freylich bleibts dabey!

Jetzt trennten sich die kleinen Projektmacher, und gaben einander die Versicherung, jeder wolle die Sache so geheim halten, daß niemand das Geringste davon erfahren könnte. Sie schliefen in der heranrückenden Nacht äußerst unruhig; denn sie träumten von lauter Wölfen und Bären. Des andern Morgens konnten sie kaum erwarten, bis es acht schlüge und die Kirche anging. Als dieses geschehen war, und sowohl Kaspers als Jürgens Eltern ihr Haus verlassen hatten; nahm Jürgen die beste Flinte seines Vaters und ging damit in den

Grasgarten, welcher hinter dem Hause lag. Hier fand er Kaspern, der schon auf ihn wartete.

Jürgen. Guten Morgen, lieber Kasper! sieh' das ist der gewaltige Stutzer, der schon viele Wölfe und Bären todt gemacht hat. Auch heut' soll er, wenn das Glück wohl will, gute Dienste leisten. Höre mich nur jetzt recht aufmerksam an; denn ich will dir sagen, wie wir die Sache am besten anfangen. Wir gehen geraden Weg's durch durch das hinterste Krummholz-Wäldchen ins weisse Thal; da ziehn die Bären allzeit herum. Ich behalte die Flinte bey mir, und drücke sie los, wenn uns etwas aufstößt. Jeder sieht sich nach allen Seiten sorgfältig um, und wenn er etwas erblickt, macht er gleich den andern drauf aufmerksam. Kommt ein Bär, so schleichst du dich leise von der Seite an ihn, ziehst deine Mütze vom Kopf, und jagst ihn mir mit derselben zu. Ich will dann schon sehen, was ich thue. Hast du mich verstanden?

Kasper. Ey! ja wohl! ich jage dir den Brummer mit meinem Mützchen zu, und du brennst auf ihn los.

Nun verließen sie den Garten und eilten hoffnungsvoll in den Wald. Lange irrten sie in dem Thale herum, ohne auf etwas zustoßen. Sie wollten aber eben wieder nach Hause kehren, als sie in der Nähe ein merkliches Geräusch hörten. Man spähte alles aus, und es dauerte nicht lange, so erblickte man in einer Entfernung, von ungefähr 80

Schritten, einen ziemlich großen Bären, der brummend einherging und seinen Weg gerade nach den, etwas erschrockenen Jägern, nahm. Sie faßten aber gleich wieder Muth; Jürgen zog die Flinte auf und sagte: Kaspar dein Mützchen!

Jürgen stellte sich hinter einen Baum, und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des Thieres.

Kasper aber schlich sich, das Mützchen in der Hand, auf den Zehen seitwärts an dem Bären vorbey. Als er hinter ihm war, schwenkte er hurtig seine Mütze und rief aus allen Kräften: ho ho! ho ho!

Der Bär, vielleicht sehr überrascht durch dieses Geschrey, nahm Reißaus, und lief immer dem Baume zu, hinter welchem Jürgen stand, dem das Herz gewaltig pochte; aber dessen ungeachtet zielte er nicht lange, schoß, und das Echo wiederholte einigemahle den fürchterlichen Knall.

„Er liegt! er liegt!" rief, außer sich vor Freude, der glückliche Jäger seinem Kameraden zu, der wie der Wind herbey geeilt kam, und vor Freude sein grünes Mützchen verlor.

Der Bär war wirklich gefallen; denn die Kugel ging ihm gerade durch den Kopf. So kann kein Sieger über einen errungenen Sieg, oder ein Fürst über ein ganzes erobertes Land sich freuen, als Jürgen und Kasper über den erlegten Bären. „Hab' ichs nicht gesagt!" rief jener. „Du bist ein wackrer Bursch'!" erwiederte dieser.

Laut bewunderte man das feißte Thier; aber man war nicht im Stande, dasselbe von der Stelle zu bewegen. Man begnügte sich daher, es mit Reisern zu bedecken, damit es niemand bemerke, und ging seines Weges, immer dem Dorfe zu.

Die Kirche war lange zu Ende, und Kaspers Eltern wußten nicht, wo ihr Sohn stecke. Da er zu lange ausblieb, so dachte ihm sein Vater eine tüchtige Züchtigung zu, welche er auch leiden mußte. Da half kein Bitten, kein Flehen, kein Versprechen. Er wurde nicht angehört, und noch obendrein in eine Kammer gesperrt, wo er bey Wasser und Brod den ganzen Tag sitzen sollte.

Jürgen hatte zwar dieses Loos nicht; aber sein Gewissen machte ihm doch Vorwürfe, daß er ohne Erlaubniß des Vaters die Flinte genommen habe, und so lang ausgeblieben sey. „Es ist doch möglich, „sagte er bey sich selbst," daß der Vater nicht viel nach dem geschossenen Bären fragt, und mich wegen meiner That mit der Peitsche empfängt." Je näher er dem väterlichen Hause kam: desto größer wurde seine Angst, desto unruhiger und lauter schlug sein Herz. Wie groß war seine Freude, da er seine Eltern, die nach der Kirche bey einem Anverwandten eingekehrt waren, nicht zu Hause antraf. Bedächtig hing er die Flinte wieder an den gehörigen Platz, und überlegte sorgfältig, ob sie denn auch wirklich so gehangen habe, ehe er sie herabgenommen hatte. Er faßte den

Vorsatz, das, was er gethan, seinem Vater zu entdecken, wenn dieser bey guter Laune seyn sollte. Allein Marx machte eben kein freundliches Gesicht, als er nach Hause kam, und der Sohn verschob sein Geständniß auf eine schicklichere Zeit. Während des Mittagsessens wandelte ihm einigemahle die Lust an, damit herauszurücken; aber er wußte nicht, wie er die Sache recht klug angreifen sollte. Der Vater sprach mit seiner Frau über mancherley Gegenstände; endlich hub auch Jürgen an, etwas für sich zu reden, doch so laut, daß man es deutlich vernehmen konnte.

Jürgen. (für sich) Es ist ein ungeheures Thier, noch fast größer als das vorgestern geschossene.

Marx. (zu seiner Frau) Es ist auch wirklich ein ärgerlicher Kasus. Wenn ihn der rachsüchtige Kilian nur nicht gleich angegeben hätte. Wegen einiger Aepfel den armen Schelm gleich anzuklagen.

Frau Marx. Gieb Acht, er kommt an den Pranger; man ist dem armen Manne gehäßig, weil er schon einigemahle diesem und jenem brav die Wahrheit gesagt hat.

Jürgen. Knall und Fall war eins. Potztausend! wie purzelte der auf den Boden. Aber die Kugel durchbohrte auch seine Stirne. Wie viele Zentner er auch wohl wiegen mag? wir konnten ihn kaum von der Stelle bringen. Wenn ihn nur niemand findet.

Marx. Ich will noch heute mit dem Schulzen sprechen; vielleicht gelingt es mir, seine Strafe zu mildern; er verdient sie, wahrlich! nicht. Ist einer von unsern Nachbarn ein ehrlicher Kerl, so ist's Schaumann. Er war gewiß in Gedanken, als er die Aepfel abbrach; hätt' er daran gedacht, gewiß er würde sie nicht berührt haben. Ich muß dem Schulzen die Sache ernsthaft vorstellen.

Frau Marx. Das thue ja, lieber Mann!

Jürgen. Es wäre Schade, wenn er da liegen bliebe, oder gestohlen würde. Wenigstens ist die Haut ihre 10 Thaler werth! Potztausend, er hat ja ein Fell, wie selten einer. So ein schöner, fetter, herrlicher Bär sollte da liegen bleiben?! es wäre doch Schade. Man könnt' ja ein paar Ochsen anspannen, und ihn nach Hause transportiren.

Marx. Wovon sprichst du denn Jürgen?

Jürgen. Ich spreche von einem Bären.

Marx. Hast du etwa von einem geträumt? oder gar einen gesehen?

Jürgen. Ey das wollt ich meynen!

Marx. Gesehen? Lebendig oder todt?

Jürgen. Lebendig und todt.

Marx. Wer hat ihn denn geschossen?

Jürgen. (kann vor Angst nicht antworten, und erröthet.)

Marx. Warum antwortest du nicht? und warum machst du ein so sonderbares Gesicht?

Jürgen. Ich muß Euch nur gestehen, Vater! aber werdet ja nicht böse. Nicht wahr, Ihr werdet mir nicht böse?

Marx. So rede nur weiter.

Jürgen. Ihr wißt doch, Vater! Euer Stutzer da, war geladen. —

Marx. Nun?

Jürgen. Ich nahm ihn herunter und ging mit Nachbars Kasper in den Wald.

Marx. Du? mit der geladenen Flinte? Und was wolltet ihr denn da thun? (er sieht ihn verwundernd und ärgerlich an.)

Jürgen. (schlägt verlegen die Augen nieder) Wir gingen ins Thal, und da kam ein großer Bär auf uns los. Kasper nahm seine Mütze, und trieb ihn damit zu mir; ich drückte ab, und das Thier sank todt zur Erde nieder.

Marx sprang eiligst auf, untersuchte die Flinten, und fand den Stutzer ohne Ladung. Der Nachbar wurde mit seinem Sohne herbey gerufen, man begab sich ins weiße Thal, und fand den erlegten Bären; Jürgen holte einen, mit zwey Ochsen bespannten Wagen, und das Wild ward im Triumphe ins Dorf geführt.

So sehr sich nun auch Marx über den erlegten Bären und über seines Sohnes Geschicklichkeit im Zielen freute, so gab er diesem doch einen der-

den Verweis. Und Marx hatte Recht. Wißt ihr denn auch warum?

Die Kinder. Wir wissen's zwar; wir wünschen aber auch deine Meynung darüber zu hören.

Vater. Hätte Jürgen eine solche Erziehung genossen, wie ihr genießt; so hätte er nicht bloß einen Verweis, sondern auch eine nachdrückliche Züchtigung verdient, weil er sich eines doppelten Fehlers schuldig gemacht hatte, nämlich: des Ungehorsams und der Unbesonnenheit, oder vielmehr der Tollkühnheit. Beyde setzten ihn und seinen Gefährten der augenscheinlichsten Lebensgefahr aus.

Aus mannichfaltigen, traurigen Beyspielen, die ich euch erzählt habe, oder die ihr gelesen habt, ist es euch bekannt, wie gefährlich es für Kinder, und selbst für Erwachsene ist, mit geladenem Gewehr umzugehen. Ihr wißt, daß oft, auch bey der größten Vorsicht, allerley Unglück durch den Gebrauch des Feuergewehrs entspringen kann. Würde wohl Jürgen, wenn er, so wie ihr, mit allen den Gefahren bekannt, wenn er weniger roh gewesen wäre, entschuldigt werden dürfen? Eure Mienen entscheiden darüber, leisten mir aber auch zugleich die Gewähr, daß ihr euch in dieser Hinsicht nie etwas zu Schulden kommen lassen, und den Gebrauch des Feuergewehrs denen überlassen wollt, welche Pflicht und Beruf dazu auffordern: Jägern und Soldaten.

So groß aber auch die Gefahr, bey und durch den ersten Fehler war, so war doch die, in welche er sich und seinen Gefährten, durch den lezten stürzte, noch weit größer: so groß, daß man keinen jungen Menschen, der nur einige Bildung erhalten, nur einigen Unterricht genossen hat, vor diesem und ähnlichen Fehlern, zu warnen braucht. Der flüchtigste Blick zeigt, wie groß die Gefahr war, und daß sein und seines Begleiters Leben, nur durch ein glückliches Ungefähr gerettet wurde. Daher hat man auch den Fehler, wo man sich in die augenscheinlichste Gefahr begiebt, aus der nur glückliches Ungefähr, oder blinder Zufall retten kann, mit dem Namen Tollkühnheit bezeichnet, um damit anzudeuten: daß nur Menschen, die eine wilde Leidenschaft ihrer Vernunft beraubt hat, sich desselbigen schuldig machen können. O! möchte doch nie eine Leidenschaft so viel Gewalt über euch gewinnen, daß eure Vernunft durch sie unterdrückt, oder nur geschwächt würde!

Traurige Folgen eines unüberlegten Scherzes.

(Eine wahre Geschichte.)

Willig, ein hoffnungsvoller Jüngling, der einzige Sohn einer wohlhabenden und rechtschaffenen Familie, befand sich schon zwey Jahre auf einer hohen Schule, als er durch plötzliche Erkältung sich eine Krankheit zuzog, die ihn aufs Krankenlager warf, und von den Aerzten endlich für unheilbar erklärt wurde. Durch seinen edlen Character hatte er sich viele Freunde erworben, welche an seiner traurigen Lage herzlichen Antheil nahmen, ihn täglich besuchten, bey ihm wachten, und ihm die rührendsten Beweise von ihrer Liebe und Freundschaft für ihn gaben. Willig starb. Jeder, der ihn näher kannte, bedauerte ihn. Seine Freunde benetzten seinen Leichnam mit Thränen; denn er war ein edeldenkender Jüngling, und treu und redlich gegen jedermann gesinnt. —

Auf der Schule, wo Willig studierte, herrschte die Gewohnheit, daß jeder verstorbene Studierende, bis zu seinem Begräbnisse, des Nachts von einigen seiner Mitschüler bewacht wurde. Dieß war auch jetzt der Fall. Vier von Willigs Bekannten wachten die erste Nacht in der Kammer, wo sein entseel-

ter Körper lag. Eine düstre Stille herrschte in der ersten nächtlichen Stunde. Kein Wort wurde gesprochen. Es war bald eilf Uhr, da endete das tiefe Stillschweigen, und einer von der Gesellschaft, Ramberg, fing an, den Verstorbenen zu bedauern. Alle stimmten in seine Klagen ein. Man trat zum Leichnam hin, schlug das Tuch, das sein Gesicht bedeckte, zurück, und Treumann bückte sich gerührt zu demselben hin, und einige Thränen entrollten seinem Auge. O du warst mir viel, sprach er bewegt, edler Willig! du warst mir viel. Ich werde dir dafür danken, so lange mein Herz des Dankes fähig ist. Lieben Freunde! ihr wißt es nicht, wie sehr er sich um mich verdient gemacht hat. Laßt es euch erzählen, und ihr werdet sein gutes Herz noch höher achten, und seinen Verlust noch mehr betrauern:

„Gleich in den ersten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes gerieth ich in Gesellschaften, die für mich verderblich waren. Anstatt die Lehrstunden zu besuchen, begab ich mich in öffentliche Häuser, wo Wein und Spiel den Anwesenden die Zeit verkürzten. Ich ward in kurzer Zeit ein leidenschaftlicher Spieler. Mehrere Tage und Nächte nach einander konnte ich, die Karte in der Hand, alles um mich vergessen, und das Leben fing mir an langweilig zu werden, wenn ich des Spieles entbehren mußte. Die Ermahnungen meiner Eltern, fleißig zu seyn, und mich durch eine gute Aufführung auszuzeichnen, vergaß ich ganz, und wenn sie dann und wann in

mein Gedächtniß zurückkehrten, suchte ich ihrer bald los zu werden, wie man eines mahnenden Gläubigers los zu werden sucht. Ich wurde mit jedem Tage schlechter. Das schlüpfrige Glück verließ mich bald, bald schmeichelte es mir wieder. Aber endlich wurde es mir ganz untreu. Ich verlohr alles Geld, was ich hatte; ich borgte und verlohr, borgte wieder, und bald war der Beutel abermahls geleert; kurz, in Zeit von drey Monaten hatte ich nicht nur das Geld verspielt, welches ich zur Bestreitung meiner Bedürfnisse von meinen rechtschaffenen Eltern erhalten hatte; sondern noch obendrein Schulden, und keine Hoffnung, sie bald tilgen zu können. Meine Gläubiger bestürmten mich, und brachten mich fast zur Verzweiflung. Das Gewissen erwachte, und machte mir die bittersten Vorwürfe. Düster wanderte ich in den öffentlichen Gärten und Wäldern herum, und fand nirgends, was ich suchte, Ruhe der Seele."

„Ich war auf dem Punkte, die Stadt zu verlassen und in die weite Welt zu gehen, als ich in dem fürstlichen Garten Willigs Bekanntschaft machte. Gleich einem Engel trat er zu mir, und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Sein zutrauliches Wesen öffnete mein Herz, ich brach in Thränen aus, und ergoß meine Klagen in seine Brust. Liebreich faßte er mich in seine Arme, und sprach mir Worte des Trostes und der Beruhigung zu. Ich mußte mit ihm auf seine Stube gehn. Es war ein herrlicher Abend, den ich mit ihm ver-

lebte. Er lud mich ein, ihn öfters zu besuchen, und both mir seine Bibliothek zum Gebrauche an. Ich nahm sogleich ein paar Schriften von Salzmann und Campe mit mir. Sie wirkten vortheilhaft auf mein Herz, und ich nahm mir vor, ein besserer Mensch zu werden."

„Dieß war aber noch nicht alles, was Willig an mir that. Ich entdeckte ihm nach einiger Zeit, daß ich von Schulden gedrückt würde. Freundschaftlich bot er mir seine Börse an; die meisten meiner Gläubiger wurden befriedigt, bey den übrigen sagte er für mich gut. Nach Verlauf eines halben Jahres war ich nicht nur Schulden frey, sondern auch ein ganz andrer Mensch. Durch ihn machte ich viele gute Bekanntschaften, und die Seelenruhe, die ich seitdem allezeit empfand, habe ich ihm zu verdanken. O edler, geliebtester Willig! Freund meines Herzens! wenn soll ich dir vergelten, was du an mir gethan hast? du bist dahin, dahin in deinen blühendsten Jahren! die Blüthe versprach viele, versprach goldene Früchte — ach! sie ist gewelkt, und sie erholt sich nicht wieder!"

Treumanns Augen flossen über, und mit seinen dankbaren Thränen vermischten sich die Zähren der übrigen drey Jünglinge.

Eine halbe Stunde dauerte diese traurige Stimmung der Wachenden. Endlich suchte man sich zu erheitern. Dieß gelang. Die Traurigkeit verwandelte sich bald in Heiterkeit, und diese in ein lustiges Wesen. Man erzählte drollige Anekdoten,

sang und scherzte, und die Thränen wandelten sich in ein herzliches Lachen um. In dieser frohen Stimmung kam einer von der Gesellschaft auf den Einfall, sich durch Wein noch mehr zu erheitern. In einem nahen Hause wurde dieser verkauft. Treumann entschloß sich eine Flasche zu holen. Er ging.

Während Treumanns Abwesenheit, die sich etwas lange verzog, gerieth einer von den drey Zurückgebliebenen auf den unglücklichen Einfall, ihm einen Streich zu spielen. Er that nämlich den Vorschlag, Willigs Leichnam sollte in die benachbarte Kammer getragen werden, und an dessen Statt einer von der Gesellschaft sich niederlegen und in das Leichentuch hüllen; käme Treumann wieder, so wollte man auf die Gesundheit des Verstorbenen ein Glas leeren; und dieser sollte sich dann aufheben und den Anwesenden danken. Was solch ein Auftritt für Folgen nach sich ziehen könne, überlegte keiner. Der Einfall gefiel, und es wurde sogleich zur Ausführung desselben geschritten. Der Leichnam ward bey Seite geschafft, und einer von der Gesellschaft nahm seinen Platz ein, eingehüllt in das Leichengewand.

Treumann kam mit der gefüllten Flasche an. Man fing absichtlich an von Willig zu sprechen, und seinen Verlust zu bedauern. „Beruhigt euch, Freunde! sagte einer, für diese Welt ist unser gute Willig freylich todt! aber er lebt in einer andern. Es möge ihm auch da wohl gehen.

Treumann! ich dächte, du tränkst das erste Glas auf sein Wohl."

Treumann, der nichts dahinter vermuthete, ergriff das Glas, trat zum Leichnam hin und brach in die Worte aus: „habe Dank, rechtschaffener Willig! für alle Gefälligkeiten, die du mir erwiesen. Lebst du jetzt, so möge es dir an reinen Freuden nicht fehlen!"

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der vermeyntliche Leichnam sich langsam aufrichtete, sich gegen Treumannen verneigte und leise sagte: „ich danke." Auf Treumann machte diese Scene einen so mächtigen Eindruck, daß er ohne Besinnung zu Boden stürzte. Die andern sprangen herbey, hoben ihn auf, rieben seinen Körper, und suchten ihn wieder ins Leben zurück zu bringen. Allein ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Treumann wurde ein trauriges Opfer eines unüberlegten Scherzes. Er kehrte ins Leben nicht zurück. Diejenigen, welche seinen Tod verursachten, machten sich deshalb Zeitlebens bittre Vorwürfe.

An Willigs Seite ward sein treuer, dankbarer Freund Treumann begraben, und so ruhen im Tode zwey Redliche neben einander, die im Leben sich mit Freundschaft und Liebe umfaßten, und einigemahle den Wunsch äußerten, allezeit mit einander vereinigt zu bleiben. Das Erzählte ist wahr, und hat sich in Siebenbürgen zugetragen.

Ein Denkmahl.

Wenn ich in Stunden der Erholung einsam auf meiner Stube sitze, und hineinsehe in die schöne Welt: so schweben oft Bilder der Vergangenheit vor meiner Seele vorüber; ich erinnere mich mit süßer Wehmuth all der Freuden, die ich in meiner Jugend genossen, und der Leiden, die ich bis jetzt glücklich überstanden, und dabey kommt ihr mir immer ein, ihr geliebten älteren und jüngeren Freunde! in deren Gesellschaft mir so manche Stunde angenehm und lehrreich verflossen ist! O wo sind sie, denk' ich dann, die Guten, an denen dein Herz hängt? wo sind sie, die treuen Gefährten deiner früheren Jahre? wirst du ihnen noch einmahl auf diesem Planeten begegnen? sie noch einmahl an deine Brust drücken, und ihnen für die freundschaftlichen Gesinnungen danken, die sie gegen dich hegen, und für die süßen Freuden, die dir der Umgang mit ihnen gewährte?

Lieber Leser! gefühlvolle Leserin! ihr habt gewiß auch Freunde, die euerm Herzen theuer sind, ihr kennt Personen, die euch von Herzen lieben, und die ihr wieder liebt; vielleicht lebt ihr getrennt

von diesen guten Freunden, oder vielleicht schlägt doch bald die Stunde, wo ihr euch von ihnen trennen müßt; o ihr werdet dann auch manche Regungen in eurem Innern empfinden, die an Wehmuth grenzen, wenn euch süße Rückerinnerung an eure Freunde beschäftigt.

Die Stunden, in welchen ich mich meiner Freunde erinnere, zähle ich unter die seligsten meines Lebens. Der Gedanke: da und dort lebt ein Redlicher, der dir wohl will, hat etwas Herzstärkendes, und feuert mächtig an, allezeit den Weg der Tugend zu gehen, um die Achtung und Liebe edler Freunde nicht zu verscherzen.

Aber oft tritt mir auch bey dieser Rückerinnerung eine Thräne ins Auge. Nicht die Gestalten lebender Freunde allein, nein! auch die Gestalten solcher Freunde schweben mir vor, die nicht mehr sind, die nun im Grabe ruhen, und eines neuen, höheren Lebens genießen. Sollte wohl unter meinen jungen Lesern kein einziger seyn, der eine zärtliche Mutter, einen redlichen Vater, eine geliebte Schwester, einen treuen Bruder, einen rechtschaffenen Freund, oder eine edle Freundin verloren hätte? Das Herz eines solchen Lesers frage ich, was es empfand, wenn in mancher einsamen Stunde das Bild eines entschlummerten Freundes ihm vorschwebte? Und doch, wie süß ist die Erinnerung an edle Verstorbene! Lasset uns ihrem Andenken immer eine aufrichtige Thräne weinen.

Unter meinen verstorbenen Freunden und Freundinnen erinnere ich mich oft und mit süßer Wehmuth an eine meiner ersten Schülerinnen: erlaubet mir, lieben Leser und Leserinnen! diesem liebenswürdigen Mädchen hier ein Denkmahl zu setzen. Von eurem Herzen darf ich es wohl erwarten, daß ihr an meinen Empfindungen über ihren Verlust ungeheuchelten Antheil nehmen werdet.

Vor einigen Jahren hatte ich das Glück, mit einer Familie bekannt zu werden, von der ich euch viel Rühmliches erzählen könnte, wenn ich nicht befürchten müßte, ihre Bescheidenheit dadurch zu beleidigen. Mehr als ein Jahr verlebte ich im Schooße dieser edlen Familie, und diese frohe Zeit meines Lebens wird mir unvergeßlich bleiben. Ich hatte das Geschäft übernommen, einen Theil der Erziehung der drey Kinder zu besorgen, von denen zwey, leibliche Kinder des rechtschaffenen Hausvaters waren; bey dem dritten vertrat er Vaterstelle, denn es war eine Waise.

Meine Zöglinge machten mir durch ihre Aufführung viele Freude. Sie waren nicht ohne Fehler; allein sie hatten auch der guten Eigenschaften viele, und gaben sich Mühe, mit jedem Tage besser zu werden, worüber ich mich öfters inniglich freute.

Vorzüglich zeichnete sich meine Schülerin aus. Sie mag damahls ungefähr eilf Jahre alt gewesen seyn. Nur wenige Mädchen sind mir vorgekom-

men, die in diesem Alter ihr an Verstand und Herzensgüte gleich gewesen wären. Ich müßte viel erzählen, wenn ich eine vollständige Schilderung von ihr entwerfen wollte. Nur einige Züge will ich aus ihrem Charakter ausheben.

Meine Schülerin hatte in ihrem ganzen Wesen etwas Liebevolles, Zutrauliches, Einnehmendes. Eine liebenswürdige Freundlichkeit lächelte immer auf ihrem Angesichte; nur selten sah ich sie mißmüthig, und oft erheiterte sich mein Geist in ihrer Gesellschaft, wenn ich die frohe Munterkeit des vergnügten Mädchens erblickte, und die unschuldigen Scherze vernahm, die sie vorbrachte. Sie fand große Freude daran, jemanden durch ein artiges Späßchen zu überraschen, und wenn ihr dieses gelang, so konnte sie darüber recht herzlich lachen.

Sie hatte nichts von dem verschlossenen, heimlichen Wesen, das jungen Personen so übel ansteht. Sie sprach, wie es ihr ums Herz war, ohne doch die Grenzen der Bescheidenheit und Sittsamkeit zu überschreiten. War ihr etwas mißfällig, so sagte sie es offen, und wenn sie auf einen Fehler aufmerksam gemacht wurde, war sie so aufrichtig gegen sich, und verhehlte oder beschönigte ihn nicht, sondern gestand, daß sie ihn begangen habe, in Zukunft aber vermeiden wolle. Nichts ist schöner als diese Aufrichtigkeit gegen sich selbst, dieses offene Gestehen seiner Fehler, und der feste Vorsatz, sie nie wieder zu begehen!

Meine Schülerin betrug sich gegen jedermann gefällig und liebreich. Daher waren ihr so viele Menschen gut. Sie nahm durch ihr unschuldvolles, natürliches, liebevolles Betragen alle ein, die sie kennen lernten. Man liebte ihre Gesellschaft, und freute sich über die Aeußerungen ihres unverdorbenen, gefühlvollen Herzens. Sie konnte auch erwachsene Personen angenehm unterhalten; denn ihr Verstand war gebildet. Sie hatte sich in den Lehrstunden und durch das Lesen nützlicher Bücher mancherley Kenntnisse erworben, und ihre Urtheile waren fast immer richtig und treffend. Wie oft hatte ich Gelegenheit, mich darüber zu freuen!

Sie las gerne gute Bücher; allein dieß that sie gewöhnlich nur in Erholungsstunden; denn den größeren Theil ihrer Zeit brachte sie mit verschiedenen weiblichen Arbeiten zu. Sie strickte fleißig, und half manches in der Küche. Waren aber ihre Geschäfte zu Ende, und sie hatte ein gutes Buch, so las sie dasselbe mit ganzer Seele, und wurde oft sehr gerührt, wenn sie auf eine traurige Erzählung stieß.

Mit der kindlichsten Liebe hing sie an ihren rechtschaffenen Eltern, und diese liebten eben so stark ihre Tochter wieder. Ich bin oft Zeuge der Thränen gewesen, die sie vergoß, wenn ihre guten Eltern an ihrem Betragen etwas auszusetzen fanden. Sie konnte sich nicht eher beruhigen, als

bis sie überzeugt war, daß Vater und Mutter ihr ganz verziehen, ihr wieder ihre vorige Liebe geschenkt hatten. Gegen ihren Bruder, Wilhelm, und ihre ältere Schwester, Lotte, war sie zärtlich und recht schwesterlich gesinnt; und traten auch dann und wann kleine Uneinigkeiten ein, so war das doch nicht die Folge eines bösen Herzens, sondern kleiner Mißverständnisse. In einigen Minuten war gewöhnlich alles wieder vergessen.

Eine ihrer schönsten Eigenschaften war ihr zartes, theilnehmendes Gefühl, das sich immer äußerte, wenn sie Noth und Elend erblickte. Der Anblick eines Unglücklichen rührte ihr Herz allezeit sehr stark. Wie oft sah ich sie darüber Thränen vergießen! doch dabey ließ sie es nicht bewenden. Sie sprach in einem freundlichen, mitleidigen Tone mit Armen und Elenden, tröstete sie, und half ihnen, so viel sie konnte. Einigemahle hatte sie kein Geld bey sich, als sie gerade etwas zur Unterstützung eines Dürftigen thun wollte. Sie gab ihm dafür verschiedene Sachen, die Geldes Werth hatten. Einmahl wurde sie befragt, wo sie das schöne Messer habe, welches sie vor kurzem gekauft hätte? Sie wollte es Anfangs nicht sagen, endlich aber gestand sie, sie habe es einem armen Manne geschenkt, weil sie gerade kein Geld bey sich gehabt hätte.

Doch, was soll ich fortfahren, liebenswürdige Züge aus ihrem Charakter auszuheben! Sie war

mit einem Wort ein gutes Mädchen, sie war der Stolz und die schönste Hoffnung ihrer braven Eltern. Geist und Körper entfalteten sich immer schöner und schöner. Doch die Blüthe sollte nicht zur Frucht gedeihen. Eine plötzliche Krankheit raffte sie in ihrem zwölften Jahre von der Welt, und die süßen Hoffnungen der Eltern wurden nun auf einmal vernichtet. Den Schmerz des Vaters, die Gefühle der Mutter und der Geschwister kann ich nicht beschreiben. Ihr, die ihr ein fühlendes Herz habt, werdet es euch leicht vorstellen können.

Christine Thekusch hieß die Frühentschlummerte. Zu Preßburg, in Ungarn, ist sie gebohren und begraben. Ruhe, heilige Ruhe schwebe über ihrer Asche. Sie umschwebt auch mich, und deinem Andenken, geliebte Christine! rinnt eine stille Thräne der Wehmuth.

Alles schweigt! — Ein heiligstilles Streben
Hebt die trauervolle Brust empor!
Und das Bild von einem bessern Leben
Schwebt dem ahnungsvollen Geiste vor!
Ha! wenn Schülerin und Lehrer dann im Lichte
Jener Geisterwelt beysammen stehn!
O wie reißt, indem ich einsam dichte,
Mich die Sehnsucht hin! — o Wiedersehn! —

Euphrosyne in der Nacht.

Oft steh' ich in der stillen Nacht,
Wenn meine Mutter nicht mehr wacht,
Am kleinen Fenster ganz allein,
Und blicke in die Nacht herein!

Ein schwarzer Flor bedeckt die Flur,
Tief schweigt die heilige Natur;
Da regt sich was in meiner Brust,
Bald ist es Schmerz, bald ist es Lust!

Es wird mir schwer, es wird mir bang,
Oft netzen Thränen meine Wang',
Und traurig blickt das Aug hinab
Ins kühle, immer offne Grab.

Das Grab ist finster wie die Nacht,
Wo keine Sonn' noch Blume lacht;
Doch schläft sich's da in süßer Ruh,
Ist einmahl nur das Auge zu.

O weiche von mir stiller Schmerz,
Erhebe dich mein fühlend Herz
Zum ungezählten Sternenheer,
Und traure nun, o Herz! nicht mehr!

Am blauen Himmel funkelt's schön,
Ha seht! wie sich die Welten drehn!
O sey gepriesen stille Nacht,
Mit deiner großen Sternenpracht!

Geliebter Vater, du bist fern!
Wohnst du auf jenem hellen Stern,
So blicke dann auf mich herab;
Oft weine ich an deinem Grab.

Einst, guter Vater! find' ich dich;
O diese Hoffnung tröstet mich
In mancher stillen, trüben Nacht,
Wenn alles um mich nicht mehr wacht!

Karl, als er mit seinen Freunden Kartoffelärndte hielt.

Mel. Pasteten hin! Pasteten her! u. s. w.

Auf! Brüder! auf! nehmt in die Hand
Den Spaten und die Hacke!
Wir wallen froh auf unser Land
Und rufen, jubelnd, Hand in Hand:
Es lebe hoch Herr Drake! *)

Wir ziehen frisch das grüne-Kraut
Dann aus der lockern Erde!
Ein jeder ruft: o schaut! o schaut!
Viel Knollen hängen an dem Kraut,
Bald stehn sie auf dem Herde!

Ha! Peter, Adolph, Bernhard, her!
Helft uns die Säcke füllen!
Schön ist die Arbeit und nicht schwer,
Der Magen bleibt dabey nicht leer,
Den Hunger sollt ihr stillen!

---

*) Franz Drake, ein englischer Admiral, brachte 1585 die ersten Kartoffeln aus Amerika nach England. In Deutschland wurden sie erst in dem letzten Jahrhundert bekannter.

Bald lodert's auf dem öden Land,
Bald kocht's im vollen Kessel.
Wir schälen dann, mit leichter Hand,
Kartoffeln viel' von unserm Land;
Die Erd ist unser Sessel!

Gelagert auf der kühlen Erd',
Sieht man uns fröhlich hausen,
Und bey dem lieben, warmen Herd,
In Fried und Lieb', wie sich's gehört,
Kartoffeln wacker schmausen.

O Drake, du bist unser Mann!
Dir tönen unsre Lieder!
Wenn ich nichts anders wirken kann,
So baue ich Kartoffeln an,
Für mich und meine Brüder!

Auf! Brüder! auf! nehmt in die Hand
Den Spaten und die Hacke!
Wir graben froh auf unserm Land,
Und rufen, jubelnd, Hand in Hand:
Es lebe hoch Herr Drake!

Wörterräthsel oder Charaden.

1. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe bezeichnet etwas, wonach sich der Krieger sehnt; die zweyte einen äußern Theil des menschlichen Körpers; das ganze Wort ist ein männlicher Name.

2. Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist der Name vieler Hunde; die zwey letzten, die Benennung einer jungen Person männlichen Geschlechts; das ganze Wort aber ein Schimpfname.

3. Ein einsylbiges Wort.

Das Wort ist der Name eines nützlichen Hausthieres; verwandelt man den ersten Buchstaben in einen andern: so drücket dann das Wörtchen den Ton aus, welchen dieses Thier von sich giebt.

4. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist etwas, womit die Schiffe angebunden werden; die zweyte klingt wie ein Mitlauter; das ganze Wort ist der Name eines sperlingsartigen Vogels.

5. Ein zweysylbiges Wort.

Das ganze Wort bezeichnet einen äußern Theil am menschlichen Körper; verwandelt man den ersten Buchstaben in einen andern, so entsteht daraus der Name eines Nagethieres, welches, besonders bergauf, schnell laufen kann.

6. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe drückt etwas aus, dessen nur wenige zubereitete Speisen entbehren können; die zweyte Sylbe ist eine Geschlechtsbenennung bey dem Menschen; das ganze Wort aber der Name eines berühmten Mannes, der schon viel Schönes für die Jugend geschrieben hat.

7. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe drückt eine Eigenschaft aus, die man gewöhnlich an Thürmen und Bergen findet; die zweyte etwas, was ein Soldat haben muß, wenn er im Kriege glücklich seyn will; das ganze Wort drückt eine schlechte Eigenschaft aus, die gar nicht beliebt macht.

8. Ein zweysylbiges Wort.

Jede Sylbe klingt wie ein Mitlauter; das ganze Wort bedeutet etwas, was auf jeden Anfang erfolgt.

9. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe; die zweyte das Nämliche; das ganze Wort der Name eines Schwimmvogels.

10. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe klingt wie ein Mitlauter; die zweyte bezeichnet eine Eigenschaft, die jeder gute Krieger besitzt; das ganze Wort bedeutet eine schöne Tugend.

11. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein französischer; die zweyte ein deutscher Artikel *); das ganze Wort aber etwas, dessen der Schuster als Schuster nicht entbehren kann.

12. Ein siebensylbiges Wort.

Die erste Sylbe bedeutet etwas, was gewiße emsige Insekten bereiten; durch die zweyte und dritte Sylbe wird ein Fluß bezeichnet, der sich im Hannöverschen befindet; die vierte Sylbe bezeichnet einen Theil von einem Gebäude; die fünfte und sechste ist der Name eines berühmten Geographen, und die letzte der Name eines großen lebenden Philosophen; das ganze Wort bezeichnet einen Fabrikanten.

Auflösung der Charaden.

1. Siegmund.
2. Spitzbube.
3. Kuh.
4. Taube.
5. Nase.
6. Salzmann.
7. Hochmuth.
8. Ende.
9. Ente.
10. Demuth.
11. Leder.
12. Wachsleinewandfabrikant.

---

*) Die französische Sprache hat zwey Artikel: le und la; hat die deutsche Sprache eben so viele?

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Familiengemählde und Erzählungen für die Jugend

Bd.: 2

Reutlingen (1801)

Paed.pr. 4415 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761769-7